

Familienplanung und Lebensläufe von Frauen Kontinuitäten und Wandel

Familienplanung und Lebensläufe von Frauen Kontinuitäten

und Wandel
Dokumentation des Symposiums

*„Familienplanung und Lebensläufe von Frauen –
Kontinuitäten und Wandel“*

in Freiburg im Breisgau

27.–29.2.2000

veranstaltet von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

frauen
leben
*Studie zu Lebensläufen
und Familienplanung*

BZgA
Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung

Inhalt

- 3 Vorbemerkung
4 **Dr. Elisabeth Pott** Vorwort
Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Grußworte

- 5 **Bundesministerium für Familie,
Senioren, Frauen und Jugend** Grußwort
6 **Peter Marquardt** Grußwort der Stadt Freiburg
*Leiter des Sozial- und Jugendamtes
der Stadt Freiburg*

Einführende Vorträge

- 8 **Dr. Elisabeth Pott** Familienplanung als Aufgabe der Bundeszentrale
Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung für gesundheitliche Aufklärung
11 **Dr. Assia Brandrup-Lukanow** Reproduktive Gesundheit – die Perspektive der WHO
*Regionalberaterin für Frauen- und Reproduktive Gesundheit
Europäisches Büro der Weltgesundheitsorganisation*

Kontinuitäten und Wandel der Familie und der Familienplanung

- 14 **Prof. Dr. Norbert F. Schneider** Sozialer Wandel als Bruch? Veränderungen der
Institut für Soziologie Universität Mainz Familie in den alten und neuen Bundesländern
22 **Prof. Dr. Cornelia Helfferich** Reproduktive Kulturen in Ost und West –
Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut Kontinuitäten und Wandel
29 **Prof. Dr. Kurt Starke** Reproduktive Kulturen in Ost und West –
Gesellschaft für Sexualwissenschaft Kinder und Kinderlosigkeit

Reproduktive Ereignisse und Entscheidungen: Strukturelle Aspekte im Lebenslauf

- 36 **Heike Klindworth** Familienplanung im Rahmen
Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut reproduktiver Biografien
42 **Silvia Krumm, Prof. Dr. Wilfried Karmaus** Familienstruktur, Ethnizität, Religion und
*Department of Epidemiology Sexualaufklärung. Ein Vergleich von Surveydaten
Michigan State University* aus den USA und aus Deutschland
49 **Barbara Keddi** Lebensthemen junger Frauen und Paarwelt
Deutsches Jugendinstitut München
55 **Miriam Engelhardt** Wünschen, planen, akzeptieren, entscheiden –
Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut Intentionalität im Rahmen reproduktiver
Kulturen
61 **Peter Cuyvers** Partnerinteraktion und reproduktive
*Netherlands Family Council in den Niederlanden Entscheidungen
(In Zusammenarbeit mit:
Hans Akkerboom, University of Maastricht,
und Jan Latten, Statistics Netherlands)*

Ein Ausblick in die Zukunft: Podiumsdiskussion

- 68 Podiumsdiskussion
69 Adressen
71 Impressum
-

Eckdaten der Studie „frauen leben“ (1997–1999):

Vom 27.-29.2.2000 veranstaltete die BZgA das Symposium „Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel“ in Freiburg. Die vorliegende Dokumentation enthält die Vorträge dieses Symposiums, die sich mit Hintergründen und Wandlungsprozessen der Familienplanung beschäftigen, und eine Zusammenfassung der Podiumsdiskussion. Die Beiträge wurden zu thematischen Blöcken zusammengestellt. Die vorliegende Dokumentation enthält die autorisierten Vorträge dieses Symposiums.

Anlass und Mittelpunkt der Tagung war die Vorstellung der 1997 von der BZgA in Auftrag gegebenen Studie „frauen leben – Lebensläufe und Familienplanung von Frauen“. Da sich mehrere Vorträge auf diese Studie beziehen, werden vorab Eckdaten des Studiendesigns vorgestellt:

Durchgeführt von dem Sozialwissenschaftlichen FrauenForschungsInstitut, Freiburg, der Gesellschaft für Sexualwissenschaft, Leipzig und dem Nordig-Institut für Gesundheitsforschung und Prävention, Hamburg

Methodenkombination: standardisiertes und qualitatives Verfahren als eigenständige Zugänge zu demselben Thema; für eine Teilgruppe liegen beide Datenformen vor

Sozialräumlicher Ansatz:
Befragung in drei Regionen;
Anspruch regionaler Repräsentativität

Inhaltliche Eckpunkte:
umfassendes Verständnis von Familienplanung
biografische Perspektive: Familienplanung im Lebenslauf, Einbezug subjektiver Sichtweisen

Erster Erhebungsschritt: Standardisierte Telefonbefragung

N = 1.468 20- bis 44-jährige Frauen in drei Erhebungsregionen (Freiburg, Hamburg, Leipzig, jeweils Stadt und Umland) mit deutscher Staatsangehörigkeit, Zufallsstichprobe aus Melderegistern

- Instrument/Durchführung: standardisierter Fragebogen, Telefoninterviews
- Fragebogeninhalt: reproduktiver Lebenslauf mit Kindheit und sexueller Sozialisation, Partnerschaft, Verhütung, Schwangerschaften und Abbrüchen, Einstellungsfragen
- Auswertung: SAS bzw. SPSS

Zweiter Erhebungsschritt: Qualitativ-biografische Erhebung

N = 101 Frauen, quotiert ausgewählt aus den in den Regionen Freiburg und Leipzig telefonisch Befragten, kontrastierende Stichprobenzusammenstellung

- Instrument/Durchführung: Leitfaden-Interviews face-to-face, Tonbandaufnahme, Transkription
- Interviewinhalt: Biografische Erzählung ab Kindheit mit den Aspekten Familie/Partnerschaft, Verhütung, Schwangerschaften, Fruchtbarkeitsstörungen, Sexualität, Beruf; Einstellungsfragen
- Auswertung: a) biografiebezogen: hermeneutisch
b) themenbezogen: inhaltsanalytisch

Die Kurzfassung der Ergebnisse ist bei der BZgA erhältlich. Der umfassende Abschlussbericht wird 2001 in der Fachheftreihe der BZgA publiziert.



Dr. Elisabeth Pott

*Direktorin der Bundeszentrale
für gesundheitliche Aufklärung*

Im Februar 2000 hat die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Freiburg das Symposium „Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel“ veranstaltet. Eingeladen waren 80 Vertreterinnen und Vertreter aus Wissenschaft und Praxis.

Konkreter Anlass war die Ergebnispräsentation der Studie „frauen leben – Lebensläufe und Familienplanung“ von 20- bis 45-jährigen Frauen, die von der BZgA 1997 in Auftrag gegeben wurde. Die Untersuchung wurde von dem Sozialwissenschaftlichen FrauenForschungsInstitut, Freiburg, der Gesellschaft für Sozialwissenschaft, Leipzig, und dem Nordig Institut, Hamburg, in den alten und neuen Bundesländern durchgeführt. Familienplanung wird dabei in einem weiten Sinn als Gestaltung des privaten Lebens vor dem Hintergrund bestehender gesellschaftlicher Entwicklungen verstanden. Davon ausgehend kann an die internationale Diskussion angeknüpft und Familienplanung als Aspekt „reproduktiver Gesundheit“ im Sinne der Weltgesundheitsorganisation (WHO) konzipiert werden.

Ein weiteres Ziel des Symposiums war es, Beiträge aus familiensoziologischer und bevölkerungswissenschaftlicher Perspektive zusammenzutragen und Ergebnisse aus psychologischen und kulturwissenschaftlichen Studien zur Gestaltung privater Beziehungen mit einzubeziehen. Mit einem Blick über die Grenzen hinweg wurden die Positionen der WHO aufgegriffen und ein Austausch mit Expertinnen und Experten aus den Niederlanden, Österreich, der Schweiz und den USA ermöglicht. Alle Beiträge zeigten, dass gerade im Bereich Familienplanung der soziale Wandel zu einschneidenden Veränderungen führt. Die Einschätzung zukünftiger Entwicklungen hat für die Aufklärungs- und Beratungsarbeit eine erhöhte Bedeutung. Hier sind notwendige Folgerungen für den zukünftigen Bedarf und innovative Zugänge zu ziehen.

Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hat sich zur Aufgabe gesetzt, im Bereich Familienplanung bedarfsgerechte Angebote auf dem Hintergrund von aktuellen wissenschaftlichen Grundlagen zu schaffen. Die fruchtbaren Diskussionen des Symposiums haben hierfür wertvolle Beiträge geleistet.

*Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Köln 2000*

Grußworte

Grußwort des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Partnerschaft, Heirat, Familiengründung, Kinder und Kinderlosigkeit, Verhütung, Kinderwunsch und Schwangerschaftsabbruch sind zentrale Lebensereignisse und -themen von Frauen. Das von 1997 bis 1999 geförderte Forschungsprojekt „frauen leben – Lebensläufe und Familienplanung“ gibt Antwort auf die Frage, wie Frauen ihr privates Leben gestalten und bewerten und welche Rolle Familienplanung im Lebenslauf spielt.

Die Ergebnisse zeigen, wie stark reproduktives Verhalten durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Normen geprägt ist. Deutlich machen dies die nach wie vor vorhandenen Ost-West-Unterschiede auch der Nachwendegeneration. Der Faktor „Bildung“ erweist sich als zentraler Schlüssel für das Familiengründungsverhalten von Frauen in den alten Bundesländern. Der Trend zu einer frühen dauerhaften Bindung und Heirat nimmt am ehesten bei den am höchsten qualifizierten Frauen in den alten Bundesländern ab; zugleich heiraten sie seltener und bleiben öfter kinderlos. Wenn Frauen im Westen mit der Familiengründung starten, bekommen sie oftmals auch schnell ein zweites und drittes Kind. Dagegen bleibt es für Frauen in den neuen Bundesländern die Norm, Kinder zu haben, ganz überwiegend entscheiden sie sich aber nur für ein oder maximal zwei Kinder. Nach der „Wende“ wurde der Kinderwunsch aufgeschoben und die Kinderzahl begrenzt, der völlige Verzicht auf Kinder sowie die ökonomische Abhängigkeit vom Partner stellen keine Alternativen dar. Insgesamt bekommen Frauen in Ost und West weniger Kinder als sie sich wünschen.

Die Möglichkeiten, Beruf und Familie zu vereinbaren, sind die entscheidenden Einflussgrößen für die Realisierung des Kinderwunsches. Frauen in Ost und West akzeptieren nicht mehr, dass eine Mutter mit kleinen Kindern ihren Beruf aufgibt;

vielmehr wird die Unterbrechung der Berufstätigkeit sowie die Option der Teilzeittätigkeit präferiert. Vor allem gut qualifizierte Frauen in den alten Bundesländern wünschen eine stärkere Beteiligung des Partners an Hausarbeit und Kindererziehung.

Zur Gleichstellung von Frauen und Männern gehört eine partnerschaftliche Aufteilung der Aufgaben in Familie und Beruf. Obwohl Väter heute mehr Zeit für Familie und Kinder wünschen, reduzieren sie nicht ihre Arbeitszeit, nehmen den Erziehungsurlaub kaum in Anspruch, übernehmen nicht die Betreuung kranker Kinder und beteiligen sich an der Hausarbeit allenfalls helfend, aber nicht verantwortlich. 90% der Teilzeitarbeitsplätze werden bundesweit von Frauen besetzt. Bisher wurde das Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu einer Angelegenheit von Frauen gemacht, unterstützt durch zu starre Regelungen zum Erziehungsurlaub. Es ist deshalb notwendig, die Rahmenbedingungen für mehr Partnerschaft zu verbessern. Zugleich muss ein neues Leitbild für Männer gesellschaftlich verankert werden.

Deshalb ist das Thema „Mann und Familie“ ein wichtiger Leitgedanke im Programm „Frau und Beruf“ der Bundesregierung. Wir planen eine Flexibilisierung des Erziehungsurlaubs, die es Müttern und Vätern erleichtert, gemeinsam die Verantwortung für die Kindererziehung wahrzunehmen. Mütter und Väter können zukünftig den dreijährigen Erziehungsurlaub gleichzeitig nehmen. Der Erziehungsurlaub kann mit einer Teilzeitarbeit von 15 bis zu 30 Wochenstunden verbunden werden. Es bestehen Aufteilungsmöglichkeiten auf bis zu drei Zeitabschnitte, wobei das 3. Jahr des Erziehungsurlaubs mit Zustimmung des Arbeitgebers bis auf das achte Lebensjahr des Kindes übertragen werden kann. Beim Erziehungsgeld ist ein Budget-Angebot vorgesehen: Wenn eine verkürzte Bezugsdauer für einen Zeitraum von 7 bis 12 Monaten gewählt wird, soll das monatliche Erziehungsgeld 900,- DM betragen.

Ein wichtiges Ziel ist auch die Aufwertung von Teilzeitarbeit für Männer. Es braucht mehr Männer in Teilzeit. Anzustreben ist eine gleichgewichtige Verteilung von Teilzeit- und Vollzeitarbeitsplätzen zwischen Männern und Frauen. Ein Modellprojekt unseres Hauses hat gezeigt, dass Teilzeit für Fach- und Führungskräfte möglich ist. Vor allem Teilzeitformen mit 70% oder 80% Beschäftigungsumfang sind in diesen Positionen praktikabel. Flexibles Arbeitszeitmanagement bietet Lösungen, insbesondere wenn es darum geht, junge qualifizierte Kräfte während der Familienphase an den Betrieb zu binden.

Das Thema „Arbeitszeitflexibilisierung“ spielt auch eine wichtige Rolle in den Gesprächen des Bünd-

nisses für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit. Die Bündnispartner streben an, die Attraktivität von Teilzeitarbeit zu steigern; hierzu wird die Arbeitsgruppe „Arbeitszeitpolitik“ Vorschläge erarbeiten.

Durch eine Reihe weiterer Maßnahmen werden Impulse für eine familien- und väterfreundliche Arbeitswelt gesetzt. Der Bundeswettbewerb „Familienfreundlicher Betrieb 2000 – Neue Chancen für Mütter und Väter“ wird im Rahmen der EXPO 2000 Betriebe auszeichnen, die auch Väter bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterstützen und vorbildhafte Teilarbeitslösungen praktizieren. Eine Infothek für Messen, Kongresse und Ausstellungen soll Auskunft geben über vorbildliche Praktiken aus Unternehmen und Betrieben zur Einführung und Umsetzung einer familienfreundlichen Unternehmenskultur. Ein weiteres Projekt erarbeitet Bildungseinheiten, mit deren Hilfe das Thema „Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit“ als selbstverständlicher Bestandteil in die Weiterbildung von Führungskräften integriert werden soll.

Schließlich wollen wir durch eine Kampagne für ein neues Männer- und Väterleitbild alle diese Maßnahmen zusammenbinden und die zentralen Botschaften öffentlichkeitswirksam verbreiten, um eine partnerschaftliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen zu befördern. Durch die Kampagne sollen Männer in der Familiengründungsphase ermutigt werden, mit ihren Partnerinnen Vereinbarungen über eine partnerschaftliche Arbeitsteilung zu treffen und diese auch nach der Geburt der Kinder einzuhalten. Sie sollen ermutigt werden, mehr Verantwortung und Arbeit im Haushalt und bei der Kindererziehung zu übernehmen und auch in der Öffentlichkeit dafür einzustehen. Auf einer weiteren Ebene soll das gesellschaftliche Klima verändert werden, um Männer in ihrer Vaterrolle zu unterstützen. Es muss eine neue Solidarität mit Vätern geben, die sich stärker in der Familienarbeit engagieren.

Eine der drängendsten Fragen beim Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist die Kinderbetreuung. Trotz Rechtsanspruch gibt es insbesondere in den westlichen Bundesländern noch Betreuungslücken, vor allem bei den Kindern unter 3 und über 6 Jahren. Nötig sind auch mehr Ganztagsplätze und flexiblere Betreuungszeiten. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wirbt daher bei den für Tageseinrichtungen für Kinder zuständigen Ländern und Gemeinden darum, das Betreuungsangebot zu verbessern. Ein Weg dahin könnte es sein, Kindergartenplätze, die aufgrund sinkender Kinderzahlen frei werden, in Plätze für andere Altersgruppen umzuwidmen.

Gleichzeitig dienen die in dem von der Bundesregierung vorgelegten Programm „Frau und Beruf“ aufgeführten Maßnahmen dazu, die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen in Beruf und Gesellschaft zu fördern. Die tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern in der Familie und Erwerbsarbeit erfordert noch viele kleine und große Veränderungen in den Einstellungen und im Verhalten von Männern und Frauen in den Unternehmen und in allen gesellschaftlichen Bereichen und Einrichtungen.

Ein Baustein auf dem Weg dorthin stellt auch die im Rahmen des Symposiums vorgestellte Untersuchung zu weiblichen Lebensläufen im Kontext der Familienplanung dar. Es geht darum, Erkenntnisse über mögliche Lebenswege und -formen von Frauen, wie ein Leben mit oder ohne Kinder, mit oder ohne Eheschließung, mit früher oder später Mutterschaft, zu gewinnen, um Beratungsbedarf zu bestimmen und Unterstützungsangebote zu entwickeln. Es gilt Frauen zu befähigen, gewünschte Ereignisse zu realisieren sowie ungewünschte zu vermeiden. Die Politik ist gefordert, dazu die entsprechenden Rahmenbedingungen zu schaffen. Das Symposium wird die Themenfelder der Familienplanung im weiblichen Lebenslauf aufgreifen und auch hinsichtlich der Praxisanforderungen diskutieren. Der Blick wird vor allem darauf gerichtet sein, Perspektiven für zukünftige Familienplanungsmaßnahmen zu entwickeln.

Wir wünschen der Tagung einen guten Verlauf.



Grußwort der Stadt Freiburg Peter Marquard

*Leiter des Sozial- und Jugendamtes
der Stadt Freiburg*

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hält mit der heutigen Tagung „Familienplanung und Lebensläufe von Frauen - Kontinuitäten und Wandel“ zum 4. Mal ein Symposium in Freiburg ab. Diese sich offensichtlich entwickelnde Kontinuität begrüßen wir als Stadt Freiburg besonders und denken gleichzeitig, dass wir mit einer fachlich qualifizierten und den modernen Wandlungen einer Gesellschaft Rechnung tragenden Sozialpolitik in Freiburg auch dem mit dem Tagungsthema angefragten Wandel tatsächlich nachspüren und ihm mit unseren kommunalpolitischen Möglichkeiten Rechnung tragen.

Wir danken dem Bundesministerium und der Bundeszentrale für ihr Vertrauen und ihr Interesse an Freiburg und wissen dabei, dass dies sehr wesentlich mit der guten Arbeit und der wissenschaftlichen Qualifikation des Sozialwissenschaftlichen FrauenForschungsInstituts an der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung der Evangelischen Fachhochschule Freiburg zu tun hat.

Die Forschungsfragen für die vorliegende Untersuchung beziehen sich im Kern auf Familie und Kinder und die damit zusammenhängenden Lebensentwürfe für Partnerschaft, Elternschaft und andere Lebensformen sowie persönliche Strategien im Bereich von Schwangerschaftsabbrüchen, Kontrazeption und weiteren Aspekten, die heute alle aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln heraus individuell gestaltet werden können und müssen. Es ist auch eine sehr wesentliche kommunalpolitische und sozialpolitische Aufgabe, Verhältnisse und Voraussetzungen zu schaffen und zu unterstützen, damit Menschen diese Schwierigkeiten und Widersprüche so bewältigen können, dass sie ihr Potenzial im Kontext menschlicher Beziehungen realisieren: Sie

sollen eigene und gewünschte Ergebnisse erreichen können und ungewünschte und gesundheitsgefährdende Effekte vermeiden lernen. Vor diesem Hintergrund wurde das Forschungsprojekt von 1997 bis 1999 durchgeführt und in der Themenfestlegung sowie im Forschungsdesign wurden verschiedene Aspekte für die Erforschung der „Familienplanung“ ausgewählt.

Inhaltlich möchte ich auf den Aspekt „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ sowie „Ost-West-Unterschiede“ eingehen.

Die Bundesregierung hat in ihrem Jahresbericht 1999 zum Stand der Deutschen Einheit die Angleichungstendenzen zwischen Ost und West auch im Hinblick auf die sich wandelnden Familienformen deutlich gemacht. Im Ost-West-Vergleich bleiben dennoch deutliche Unterschiede: Da ostdeutsche Paare häufiger erst heiraten, nachdem sie Eltern geworden sind, ist in den neuen Ländern der Anteil junger, unverheirateter zusammenlebender Paare mit Kind bzw. Kindern weit höher als im Westen. In messbarem Unterschied zum Westen dominiert in Ostdeutschland das Familien-Modell mit zwei vollzeiterwerbstätigen Partnern bei weitgehend außerhäuslicher Betreuung der Kinder sowie bei jüngeren Eltern die nicht-eheliche Lebensformen.

Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Familien in Ost- und Westdeutschland gleicht sich allerdings allmählich an. Die wirtschaftliche Lage von alleinerziehenden Eltern ist dabei in Ost- und Westdeutschland leider weiterhin gleichermaßen als überwiegend schwierig anzusehen: Von den Alleinerziehenden verfügte 1993 – aus diesem frühen Jahr stammen die Daten dieses Regierungsberichts – im Westen 49%, im Osten 78% über weniger als DM 3000,- im Monat.

Diese Aspekte sind auch als Schwierigkeiten für die Situation in einer Stadt wie Freiburg zu beschreiben. Der kürzlich vorgelegte Freiburger Familienbericht bestätigt, dass generell das verfügbare Pro-Kopf-Einkommen einer Familie mit der Geburt eines Kindes sinkt. Junge Ehepaare mit Kindern sind daher eher in den unteren Einkommensklassen vertreten: Rund 38% verfügen über DM 2500,- bis DM 3500,-. Vor diesem Hintergrund müssen Ein-Eltern-Familien auch sehr häufig durch ergänzende staatliche Leistungen wie z.B. Sozialhilfe unterstützt werden. Fast 29% aller EmpfängerInnen von Sozialhilfe leben in Freiburg in einem Haushalt von Ein-Eltern-Familien. Während die Minderjährigen bundesweit einen Anteil von 19% an der Gesamtbevölkerung ausmachen, ist ihr Anteil an der Zahl der Sozialhilfeempfänger doppelt so hoch.

Die Möglichkeiten, Beruf und Familie zu vereinbaren, bilden für die Familienplanung entscheidende strukturelle Rahmenbedingungen. Die hier zu diskutierende Studie belegt differenziert die Idealvorstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf und zur Partnerbeteiligung. Mit geringen Unterschieden zwischen Ost und West wird danach heute die Unterbrechung der Berufstätigkeit, solange die Kinder klein sind, präferiert: Diese Form streben immerhin 51% an, während die Teilzeitarbeit von insgesamt 40% der Befragten bevorzugt wird. Auch aus eigener Erfahrung heraus sehe ich immer noch ein großes Defizit bei den Rahmenbedingungen, mit denen die Reduzierung der Erwerbstätigkeit des Partners unterstützt werden soll, solange die Kinder klein sind. Eine solche Reduzierung haben Frauen aus den alten Bundesländern immerhin mit 50% gewünscht, während die Frauen aus den neuen Ländern dies mit 27% benennen. Auffällig ist der große Unterschied zwischen den Anteilen Vollerwerbstätiger unter den verheirateten Frauen: Vollerwerbstätiger sind in den neuen Bundesländern 52% der verheirateten Frauen und in den alten Bundesländern nur 20%. Die Ursache hierfür ist aber nicht die Ehe, sondern das Vorhandensein von Kindern. Solange keine Kinder da sind, arbeiten verheiratete Frauen in den neuen und alten Bundesländern in gleichem Maß.

Vor dem Hintergrund solcher hier nur sehr ausgewählt angesprochener Erkenntnisse sind meines Erachtens die gesellschafts- und sozialpolitisch bekannten Forderungen zur Unterstützung von Familien mit Kindern, zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf und zur Förderung individueller Lebensentwürfe insbesondere im Hinblick auf die Gestaltung von Partnerschaft und Elternschaft weiter zu verfolgen und neben einer umfassenden „Sozialen Kommunalpolitik“ natürlich insbesondere durch gezielte Maßnahmen im Zusammenhang des Regelungsbereiches des Kinder- und Jugendhilfegesetzes und des Bundessozialhilfegesetzes positiv zu beeinflussen.

Für die kommunale Praxis darf ich in der Stadt Freiburg auf unsere Bemühungen zur Frauenförderung verweisen, die z.B. in Stellenausschreibungen ausdrücklich als personalwirtschaftliches Ziel formuliert wird. Die „Stelle zur Gleichberechtigung der Frau“ besteht seit 1985 und verfügt jetzt über zwei Personalstellen, die von drei Frauen wahrgenommen werden. Die „Kontaktstelle Frau und Beruf“ gibt es seit 1995 und sie gehört zum entsprechenden Landesprogramm, sie wird vom Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg gefördert und ist beim Dezernat I verortet. Zwei Sozialwissenschaftlerinnen und eine halbtags tätige Verwaltungskraft verfolgen durch vielfältige Projekte

das Ziel, Frauen bei der Realisierung ihrer beruflichen Pläne zu unterstützen. Die Stelle versteht sich als Initiatorin für die Implementierung von Fraueninteressen in allen Bereichen der Berufsausbildung und -qualifikation. Schließlich gibt es noch „Frau und Technik“, zunächst eine Arbeitsgruppe im Deutschen Frauenring e.V. und seit 1994 ein eigenständiger Verein. Die städtische Förderung von 40000 DM jährlich wird in erster Linie zur Bereitstellung von verbilligten Kursplätzen für Frauen mit geringem Einkommen genutzt. Ergänzt wird diese Finanzierung durch eine Förderung seitens des Arbeitsamtes und die Einbeziehung europäischer Mittel. Derzeit arbeiten bei „Frau und Technik“ bis zu 30 Frauen, davon sieben festangestellte Teilzeitkräfte.

Diese besonderen Strukturen und gezielten Bemühungen werden ergänzt z.B. durch die Frauenbeauftragten an der Universität und den Fachhochschulen sowie insbesondere durch ein breitgefächertes und differenziert gestaltetes Angebot im Bereich der Kindertagesstätten mit zahlreichen Ganztagesgruppen und altersgemischten Gruppen.

In diesem Sinne einer Verknüpfung ihrer wissenschaftlichen Forschungsarbeit und deren praktischer Orientierung, auch im Bezug auf kommunalpolitische Handlungsmöglichkeiten, wünsche ich dem heutigen Symposium viel Erfolg bei der kritischen und produktiven Aufarbeitung der nun vorliegenden Forschungsergebnisse.

Selbstverständlich werden sie weiteren Forschungsbedarf benennen und ergänzend darf ich Sie als Vertreter der handlungsorientierten, kommunalen Ebene bitten, die Zugehörigkeit des Freiburger FrauenForschungsInstituts zur Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung auch dahingehend zu nutzen, dass sie Hilfestellung für die Praxis entwickeln.

Dr. Elisabeth Pott

*Direktorin der Bundeszentrale
für gesundheitliche Aufklärung*

Familienplanung als neue Aufgabe der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr, Sie zu unserem Symposium „Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel“ begrüßen zu können.

1992 hat die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung den gesetzlichen Auftrag erhalten, zielgruppenspezifische Konzepte und Materialien sowie Medien zur Sexualaufklärung zu entwickeln und zu verbreiten. Rechtliche Grundlage dafür ist §1 des Schwangeren- und Familienhilfegesetzes. Zur Umsetzung dieses Auftrages hat die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 1993 die Abteilung „Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung“ eingerichtet.

Sexualaufklärung und Familienplanung sind im Sinne des gesetzlichen Auftrages integraler Bestandteil gesundheitlicher Aufklärung und einer umfassenden Gesundheitsförderung. Die Erstellung von zielgruppenspezifischen Konzepten in diesen Bereichen geschieht unter Einbeziehung von interdisziplinären Theorien, von neuen Kommunikationsansätzen und innovativen Wegen. Im Mittelpunkt steht die Förderung der persönlichen Auseinandersetzung mit dem Thema insbesondere durch Information, Motivation und Kompetenzstärkung. Wir wollen Menschen helfen – gut informiert – die für sie richtige Entscheidung zu treffen.

Gesetzlich verankert ist die Zusammenarbeit mit den jeweiligen Bundesländern und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Der Austausch und enge fachliche Kontakt mit den Fachverbänden, mit Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Praxis sichern den gegenseitigen Transfer von Ergebnissen und deren Umsetzung.

Das Konzept für den Aufgabenbereich von Familienplanung wurde seit 1997 entwickelt und soll bedarfsgerechte, an der Praxis orientierte Angebote schaffen. Mit Familienplanung verbinden viele in erster Linie Schwangerschaftsverhütung. Diese Eingrenzung entspricht nicht unseren gesellschaftlichen Vorstellungen. In den letzten Jahrzehnten lag der Focus von Familienplanung auf dem freien Zugang zu sicheren Verhütungsmitteln und der bewussten Planung der Kinder-

zahl. Dies schaffte auch die Voraussetzungen für die sexuelle Selbstbestimmung der Frauen. Heute wissen wir, dass dies allein nicht ausreicht. Ein Leben mit Kindern in einer Familie gehört heute immer noch für den Großteil der deutschen Bevölkerung zu den erstrebenswerten Lebenszielen. Die meisten Jugendlichen und jungen Erwachsenen wünschen sich später einmal Kinder, aber erst nachdem sie eine Berufsausbildung abgeschlossen haben. Die Diskussion um „Kinder oder keine“ ist eine andere als in den letzten 30 Jahren.

Junge Erwachsene – und dies gilt insbesondere für Frauen – sehen sich mit vielschichtigen gesellschaftlichen Problemen konfrontiert:

Kinder als individuelle Lebensentscheidung und somit auch in der individuellen Verantwortlichkeit und weniger als gesellschaftliche und solidarische Herausforderung und Teil der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung (Individualisierung)

Pluralisierung von Lebensformen bei gleichzeitigem Verlust von konventionellen familiären Leitbildern

Auseinanderdriften der Lebenswelten von Frauen und Männern mit Kindern und Frauen und Männern ohne Kinder; hier ist das Stichwort „Polarisierung der Gesellschaft“ zu nennen

Unvereinbarkeit von Beruf und Familie

um nur einige zu nennen. Vor diesem Hintergrund sind Entscheidungsprozesse schwierig.

Noch vor 30 Jahren erschienen für viele Menschen Biografien weitgehend festgefügt und beständig; mittlerweile sind sie dagegen in familiärer wie in beruflicher Hinsicht häufigen Veränderungen unterworfen. Für gegenwärtige Lebensläufe sind dementsprechend Suchprozesse charakteristisch, die keineswegs mehr auf die Jugendphase einzugrenzen sind. Gesellschaftliche Ansprüche an Flexibilität und Offenheit für immer wieder neue Lebensoptionen eröffnen einerseits Freiräume, erschweren aber andererseits auch Entscheidungsprozesse. Hinzu kommt, dass viele Gestaltungsräume des Lebens offen erscheinen, obwohl ihnen durchaus Grenzen innewohnen. So entscheiden sich beispielsweise Paare zunehmend spät für das erste Kind und sind dann unter Umständen mit dem Problem verminderter Fruchtbarkeit konfrontiert, auf das sie nicht vorbereitet waren.

Frauen und Männer müssen sich im Verlauf ihres Lebens wiederholt mit sogenannten „reproduktiven Übergängen“ auseinandersetzen, bei denen Themen wie Umgang mit Fruchtbarkeit und Familiengründung

besonders relevant werden. Solche Prozesse sind zum Teil biologisch festgelegt, in gewissem Maß sind sie auch planbar und können selbst initiiert werden. Geht man von einem Lebensphasenmodell aus, so sind für die Familienplanung idealtypisch folgende Phasen von besonderer Relevanz:

Initiationsphase:

In dieser Phase bedeutet Familienplanung vor allem Ermöglichung einer produktiven Verarbeitung erster sexueller Erlebnisse. Frühe Schwangerschaften sollen verhindert werden, ohne dass Fruchtbarkeit negativ bewertet wird. Hier ist ein enger Bezug zur Sexualaufklärung herzustellen.

Lern- und Verfestigungsphase:

In dieser Zeit der Orientierung bedeutet Familienplanung sich zurechtzufinden angesichts verschiedener Lebensentwürfe und unterschiedlicher Rollen sowie die Konsequenz von Entscheidungen abschätzen zu können. Ziel von Familienplanung ist hier Kompetenzvermittlung.

Verfestigungsphase und Familienplanung:

Familienplanung sollte im Sinne der Gestaltungsfähigkeit in diesem Zeitraum Unterstützung bieten, sich mit den auftretenden Problemen auseinander zu setzen. Gerade der Umgang mit Kontrazeption und mit Fruchtbarkeit kann ein Feld sein, auf dem Ambivalenzen oder Probleme der Gestaltungsfähigkeit ausgetragen werden. (Ein spezifisches Problem der späteren biografischen Phase kann das Ausbleiben oder der Bruch einer gewünschten Verfestigung sein, z.B. ungewollte Kinderlosigkeit, Trennung etc.). Hier besteht ein erhöhter Bedarf an Orientierungs- und Entscheidungshilfen, Aufklärungs- und Beratungsangeboten.

Die Abteilung Familienplanung der BZgA hat die Aufgabe, entsprechend bedarfsgerechte Angebote zu schaffen. Auf der Grundlage von Workshops und Expertentagungen, Expertisen und wissenschaftlichen Forschungen wird derzeit ein Rahmenkonzept für die Familienplanung entwickelt. Grundlage für das Rahmenkonzept stellen die vorgestellten Ergebnisse der Studie „frauen leben“ dar, die den Aspekt der Familienplanung im Lebenslauf von Frauen betrachten und die in einigen folgenden Beiträgen vorgestellt werden.

Zentrale Aufgaben der Familienplanung

Im Zentrum unserer Arbeit steht die Förderung einer Familienplanung, die nicht einen separaten Lebensabschnitt der Familiengründungsphase umreißt, sondern die als integraler Bestandteil

der gesamten Lebensplanung verstanden wird. Die BZgA lehnt sich hier an einen Planungsbegriff an, der von der WHO im Zusammenhang mit reproduktiver Gesundheit definiert wurde. Von diesem Verständnis ausgehend, stellt die BZgA die notwendigen Informationen zur Verfügung und schafft Möglichkeiten zur eigenen Auseinandersetzung mit bestimmten Problemen, wobei Bevormundung vermieden und die individuelle Entscheidungsfreiheit respektiert werden soll. Dabei geht die BZgA ausdrücklich nicht von einer „Planungsrationalität“ aus, wonach nahezu alles planbar ist und deshalb auch geplant werden sollte, sondern akzeptiert gleichzeitig auch Grenzen gerade da, wo es um Emotionen geht – ein Aspekt, der auch in der Studie „frauen leben“ eine zentrale Rolle spielt.

Lassen Sie mich nun unsere Schwerpunktaufgaben in der Familienplanung nennen:

Informationen zur Verhütung und Körperwissen

Hilfestellung zur Vermeidung unerwünschter Schwangerschaften

Befähigung zum verantwortlichen Umgang mit Fruchtbarkeit und ihren Grenzen (z.B. bei Sterilität)

Förderung einer konstruktiven Kommunikation zwischen Frau und Mann über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und Teilhabe an der Familienarbeit

Unterstützung bei der Auseinandersetzung mit der Elternrolle (Mutter-, Vaterrolle) und in der Familiengründungsphase

flexible Hilfsangebote für unterschiedliche Lebens- und Familienformen

Informationen zu Schwangerschaftskonflikten (z.B. Pränataldiagnostik)

Eine Grundvoraussetzung für den Erfolg von Maßnahmen im Bereich der Familienplanung ist die Schaffung eines grundsätzlich familien- und kinderfreundlichen gesellschaftlichen Klimas.

Lassen Sie mich zum Schluss auf die bisherigen Medien und Maßnahmen der Familienplanung eingehen.

Zu den bislang von der BZgA bearbeiteten Schwerpunkten in der Familienplanung zählen:

Familien als Teil der Lebensplanung

Hilfen bei Schwangerschaft und Schwangerschaftskonflikten

Aufklärung zu ungewollter Kinderlosigkeit

Unterstützung in der Familiengründungsphase

Beispielhaft möchte ich folgende Maßnahmen hervorheben:

Das Vorhandensein abgesicherter Ergebnisse bestimmte auch in dem Arbeitsbereich Familienplanung, neben anderen Faktoren wie zum Beispiel neben der Bedarfsrückmeldung aus der Praxis, die Schwerpunkte in der Aufbauphase. So boten die Ergebnisse der durch die BZgA veranlassten Sekundärauswertung der DESIS-Studie, die 1996 – hier in Freiburg – auf der Tagung „Kontrazeption, Konzeption, Kinder oder keine“ vorgestellt wurde, die Grundlage für die *Erstellung eines umfangreichen Medienpakets zum Problembereich der „Ungewollten Kinderlosigkeit“*. Entwickelt wurde dieses Medienpaket mit Vertretern und Vertreterinnen des vom Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Forschungsverbundes zur „Psychosomatik der Fertilitätsstörungen“, die ebenfalls auf der Tagung von 1996 ihre Ergebnisse vorstellten. Von ihnen wurde damals festgehalten, dass von ungewollter Kinderlosigkeit Betroffene zum einen nicht über ausreichendes Wissen zum Verständnis der immer schneller voranschreitenden medizinischen Behandlungsmöglichkeiten verfügen und zum anderen deren psychische Belastung und Verarbeitungsmöglichkeiten häufig nicht ausreichend berücksichtigt werden.

Um dieses Defizit aufzuheben und die gewonnenen Erfahrungen der Forschungsarbeiten auch den Betroffenen zugute kommen zu lassen, wurde von der BZgA mit einem interdisziplinär besetzten Team unter der Federführung von Prof. Dr. Kentenich (Berlin) und Prof. Dr. Strauß (Jena) ein umfangreiches Medienangebot in deutscher und türkischer Sprache für betroffene Paare entwickelt. Medien in türkischer Sprache sind deshalb wichtig, weil sich der Bedarf für die in Deutschland lebenden türkischen Paare noch einmal dringlicher darstellt. Bei ihnen gehört das Leben mit eigenen Kindern zum festen kulturellen Bestandteil. Ein Leben ohne Kinder ist nicht vorstellbar und der Wunsch kann auch nur schwer relativiert werden.

Unsere Broschüren und Filme informieren sowohl über die körperlichen Vorgänge, die zum Verständnis der reproduktionsmedizinischen Verfahren notwendig sind, wie auch über die Diagnostik und über die medizinischen Behandlungsmethoden. Auch die psychische Belastung durch den Prozess der Behandlungen und die Verarbeitung des unerfüllten Kinderwunsches wird in dem Material angesprochen.

Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt, der sich aufgrund einer guten Datenlage für Deutschland herauskristallisierte, ist die Phase der Familiengrün-

ding. Ebenfalls aus der Praxis wissen wir, dass hier ein hoher Handlungsbedarf bzgl. Hilfsangeboten besteht. Wir wissen, dass junge Eltern sich gerade nach der Geburt ihres ersten Kindes häufig aufgrund vielfältiger idealisierter Ansprüche an ihre Elternrolle überfordert fühlen. Hier wurde beispielsweise ein *neues Angebot für Elternkurse* nach der Geburt von der BZgA in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Geburtsvorbereitung, Familienbildung und Frauengesundheit entwickelt sowie *Basismedien für die Eltern und MultiplikatorInnen*: Eine Broschüre, die insbesondere das Hineinfinden in die neue Rolle als Mutter und Vater thematisiert und dabei Hilfestellungen anbietet. Mit Anzeigenmotiven, die Ihnen vielleicht in den letzten Monaten selbst aufgefallen sind, wurde für diese Broschüre geworben. Für die Arbeit mit Vätern wurde ein Film entwickelt, der zeigt, wie Väter die Geburt ihres Kindes erleben. Er trägt den beziehungsreichen Titel „Beifahrer“.

Anhand dieser Beispiele wird die Vernetzung von wissenschaftlichen Grundlagen und ihrer Umsetzung in Maßnahmen und Medien besonders deutlich. Die wissenschaftliche Absicherung ist ein wichtiges Element der Qualitätssicherung unserer Arbeit in der BZgA. Das Symposium heute und die Studie „frauen leben“ werden weitere Eckpfeiler der Qualitätssicherung im Hinblick auf die Entwicklung eines Rahmenkonzeptes für die Familienplanung, aber auch für Maßnahmen sein. Tagungen und Symposien sind notwendige Diskussionsforen und wichtige Elemente für die Konsensbildung.

Meine Damen und Herren, vor uns liegen drei arbeitsreiche, aber hoffentlich auch spannende Tage. Ich wünsche Ihnen und uns eine fruchtbare Diskussion und wünsche der Tagung einen guten Verlauf.



Dr. Assia Brandrup-Lukanow

*Regionalberaterin für Frauen- und Reproduktive Gesundheit
Europäisches Büro der Weltgesundheitsorganisation*

Reproduktive Gesundheit – die Perspektive der WHO

Ich möchte Sie im Namen des Europäischen Regionalbüros der Weltgesundheitsorganisation, insbesondere im Namen des Programms für Frauen- und Reproduktive Gesundheit ganz herzlich begrüßen und die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, das Sozialwissenschaftliche Frauenforschungsinstitut und die Stadt Freiburg zur Initiative dieses Kongresses beglückwünschen.

Ich will im folgenden aus WHO Perspektive einen Beitrag zur Diskussion leisten und dabei auf globale, wie auch auf europäische Trends eingehen.

Die internationale Bevölkerungskonferenz von Kairo 1994 unterstrich die Definition von reproduktiver Gesundheit und die Prinzipien der Menschenrechte im Bereich reproduktiver Gesundheit. Insbesondere wurde noch einmal dargelegt, dass Männer und Frauen das Recht haben, die Anzahl ihrer Kinder und den Zeitpunkt ihrer Geburt selbst zu bestimmen. Diese Prinzipien bzw. reproduktive Rechte wurden in einer Reihe von Folgekonferenzen nochmals bestätigt, so in Beijing 1995, und während des sozialen Gipfeltreffens in Kopenhagen.

Was bedeutet dies für Frauen?

Von jeher sind es Frauen, die die Hauptbelastung des Kindergebärens und der Kindererziehung und Betreuung tragen. Dies beeinflusst direkt ihre eigenen Möglichkeiten zur Beteiligung am sozio-ökonomischen Geschehen und ihre eigene psychische und physische Entwicklung. Zu frühe, zu späte und zu häufige Schwangerschaften haben einen direkten Einfluss auf die Gesundheit von Frauen. Es ist in internationalen Studien erwiesen, dass Müttersterblichkeit bei jungen Frauen (unter 18 Jahren), deren Körper noch nicht ausgereift ist,

höher ist als bei Frauen im Alter von über 19 oder 20 Jahren. Ebenso ist belegt, dass sogenannte Altgebärende ein höheres Risiko von Erkrankung und Müttersterblichkeit tragen.

In vielen Gesellschaften haben Frauen immer noch nicht die Wahl, selber zu bestimmen, ob sie eine Schwangerschaft eingehen und austragen möchten oder nicht.

Abb. 1: Reproduktive Gesundheitsprobleme in Prozent der Gesamtbelastung mit Krankheiten für die Altersgruppen 15–44 Jahre (weltweit).

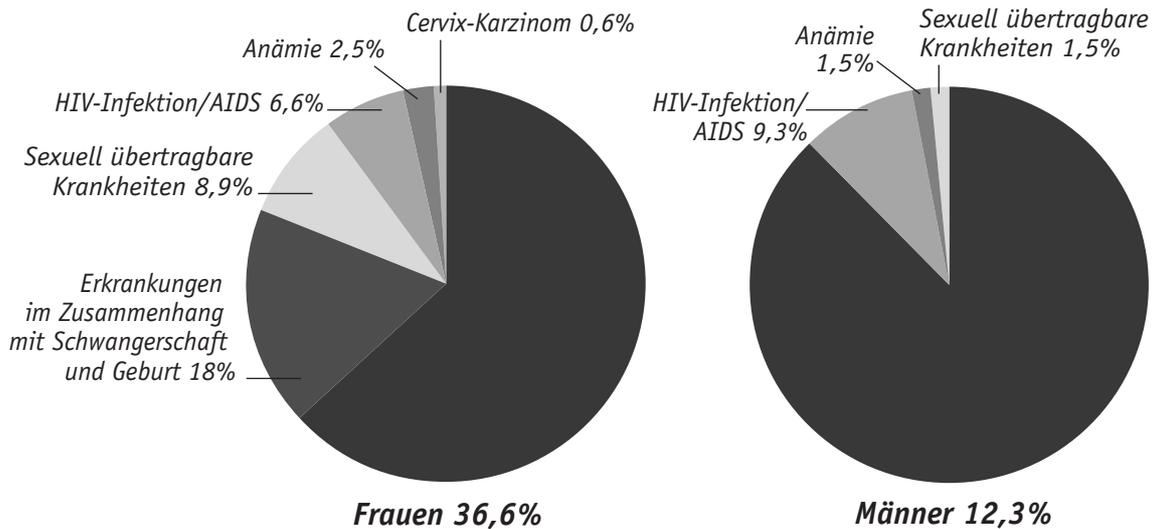
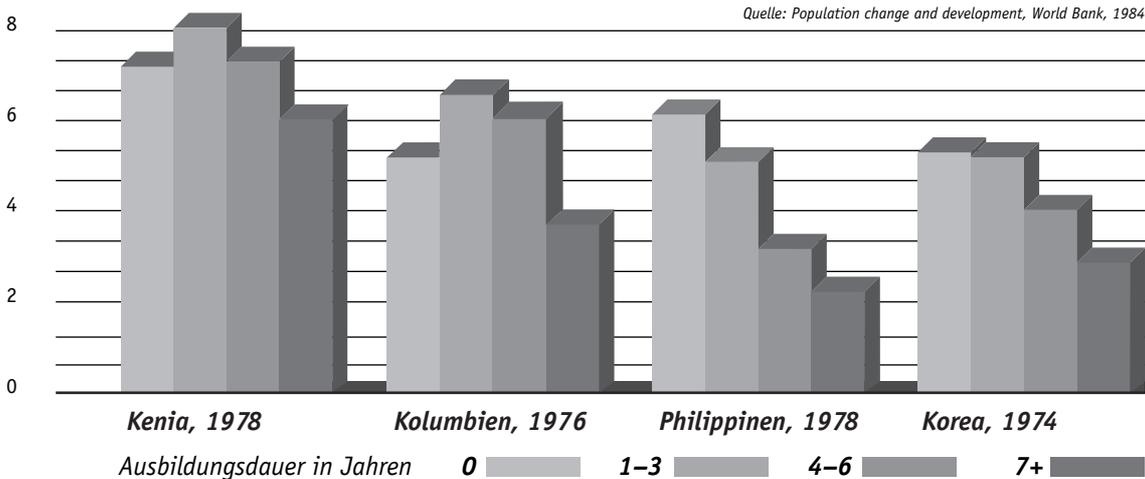


Abb. 2: Beziehung zwischen Bildungsstand und Fertilitätsrate von Frauen in ausgewählten Ländern



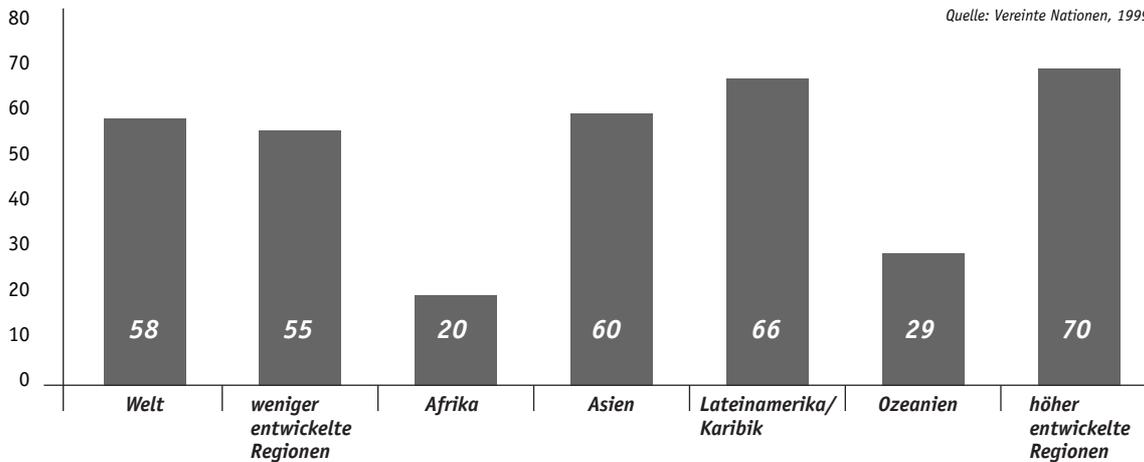
In internationalen Veröffentlichungen wird oft zitiert, dass die Anzahl von Frauen, die gerne Zugang zu modernen Verhütungs- und Familienplanungsmethoden hätten, weltweit 300 Millionen beträgt. Dies entspricht dem unerfüllten Wunsch nach Familienplanung. In vielen Ländern bedeutet dies, dass Frauen, die sich Familienplanungsmethoden finanziell oder kulturell nicht leisten können, Zugriff auf zum Teil illegale oder unsichere Schwangerschaftsabbrüche nehmen müssen. Weltweit sterben jedes Jahr eine halbe Million Frauen weil sie keinen Zugang zu guten Gesundheitsdiensten für

reproduktive Gesundheit haben, dies schließt mangelnde Familienplanung und mangelnde geburts-hilfliche Dienste ein. In Osteuropa beobachten wir Raten von bis zu drei Aborten zu einer Lebendgeburt, bedingt durch niedrige Kontrazeptivaprävalenz, aber auch durch fehlende Information und Anwendung. Insgesamt ist ein Viertel der Müttersterblichkeit in Europa heute auf unerwünschte Schwangerschaften durch fehlenden Zugang zur Familienplanung und Komplikationen von Schwangerschaftsabbrüchen zurückzuführen, die in vielen Ländern zwar legal sind, aber dennoch aufgrund von Medikamen-

tenmangel oder Mangel an guten medizinischen Geräten/Instrumenten nicht fachgerecht durchgeführt

werden können und darüber hinaus nicht ethischen Grundsätzen der Patientenversorgung entsprechen.

Abb. 3: Gegenwärtige Verbreitung von Kontrazeption, 1998 (Prozentwerte)



Im Rahmen des Programms "Gesundheit für alle bis zum Jahre 2000" hatte sich die Europäische Region der WHO zum Ziel gesetzt, die Unterschiede zwischen Ost und West zu reduzieren und europaweit Müttersterblichkeitsraten von unter 15 pro hunderttausend Lebendgeburten zu erreichen. Leider sind wir von diesen Zielen noch weit entfernt. Ungefähr ein Viertel der Todesfälle/Müttersterblichkeit in Europa ist auf ungewünschte Schwangerschaften und Abtreibungskomplikationen zurückzuführen, ein weiteres Viertel auf Geburtskomplikationen, Blutungen und Infektionen. Die Interventionen der WHO haben sich daher im Rahmen des Programms „Safe Motherhood“ auf folgende Gebiete konzentriert:

1. Förderung der Familienplanung durch moderne Kontrazeption
2. Die Einführung essentieller geburtshilflicher Interventionen
3. Sicherstellung guter Schwangerschaftsvorsorge
4. Risikoarme Entbindung

Beispiele aus der Ukraine und Estonien zeigen, dass mit Aufnahme eines solchen umfassenden Programms einige Erfolge erzielt werden können. Darüber hinaus fördert die WHO, gemeinsam mit UNICEF, exklusives Stillen bis zum Alter von vier Monaten. Die „Zehn Schritte zum Erfolgreichen Stillen“ sind inzwischen bekannt und in einer Reihe von Krankenhäusern eingeführt.

Ich möchte nun noch mal zur ersten Strategie des Safe Motherhood Programms zurückkommen:

Förderung der Familienplanung:

Die Sexuaufklärung spielt in der Förderung der Familienplanung eine wesentliche Rolle. Entscheidende Vorbedingung zur Wahl der richtigen Verhütungsmethode ist Sexuaufklärung und fachliche, klientengerechte Information. In vielen Diskussionen wird die Sexuaufklärung als eine Aufgabe des schulischen Bereichs gesehen und dabei belassen. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass Informationen, die zu einem irrelevanten Zeitpunkt gegeben werden, nicht richtig aufgenommen und nicht richtig verarbeitet werden. Es ist daher wichtig, dass Familienärzte, Gynäkologen, Hebammen und andere Fachleute im Gesundheitsbereich, diese Aufgabe mit in ihre Beratungstätigkeit einbeziehen. Nachgeburtliche Familienplanungsinformation zum Beispiel kann entscheidend zur Verhütung ungewollter Schwangerschaften und Schwangerschaftsabbrüche beitragen.

Eine Gruppe, die in diesem Zusammenhang unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, sind Jugendliche. Dies gilt nicht nur in Bezug auf die Verhinderung ungewollter Schwangerschaften, sondern auch im Hinblick auf die Verhütung sexuell übertragbarer Krankheiten und HIV/AIDS. Das Beispiel Großbritanniens mit der höchsten Schwangerschaftsrate unter Jugendlichen in Abwesenheit einer klaren Sexuaufklärungsstrategie illustriert dies gut.

Familienplanung bedeutet aber nicht nur die Verhinderung von unerwünschten Schwangerschaften. Familienplanung bedeutet auch, die Möglichkeit zu haben, gewünschte Schwangerschaften zu erleben und auszutragen. Infertilitätsberatung und künstliche Befruchtung nehmen einen großen Raum

im reproduktiven Gesundheitsbereich ein. In der WHO konzentrieren wir uns zur Zeit auf die Verhinderung von sekundärer Infertilität durch die Prävention und frühe Behandlung sexuell übertragbarer Krankheiten. Insbesondere in Osteuropa erleben wir einen starken Anstieg von sexuell übertragbarer Krankheiten. Dies ist ein unerwünschter Effekt der Liberalisierung gesellschaftlicher Kontrollen und ebenso eine Folge ökonomisch erschwerter Bedingungen in denen junge Frauen dazu gezwungen werden, ihr Einkommen oder das Familieneinkommen durch Prostitution zu steigern. Die Wanderung von Frauen und Prostitution in Grenzbezirken spielen dabei eine besondere Rolle. Dies hat die EU dazu bewegt, ein Projekt zu unterstützen, welches die Beratung von Prostituierten im grenzüberschreitenden Bereich fördert. Dieses Projekt wird z. Zt. von der Freien Universität Berlin koordiniert.

Im Rahmen unserer Arbeit zur Stärkung der Gesundheit von Randgruppen in ärmeren und reicheren Ländern Europas hat die WHO eine Arbeitsgruppe zur Gesundheit von Minderheiten und Immigranten erstellt. Frauen, die Minderheiten angehören, leiden häufiger an Risiken, die als Folgen mangelnder Familienplanung gesehen werden können (Höhere Fertilitätsraten, höhere Raten unerwünschter Schwangerschaften, höhere Raten von Schwangerschaftsabbrüchen, höhere Raten von Mütter- und Neugeborenensterblichkeit).

Es ist daher wichtig, dass die Länderzentralen zur gesundheitlichen Aufklärung nicht nur Materialien für die Hauptbevölkerungsgruppe erstellen, sondern auch Minderheitengruppen durch Materialien, die speziell für sie entwickelt werden, ansprechen, und Strategien entwickeln, die anderssprachigen Frauen die Möglichkeit eröffnen, zu vollständiger Information genauso einen Zugang zu haben wie ihren Schwestern aus den Hauptbevölkerungsgruppen.

Gesunde Schwangerschaft und Stillzeit setzen aber auch Rahmenbedingungen voraus, die außerhalb des Gesundheitssektors liegen. Es reicht daher nicht, Ärzte und Krankenschwestern besser auszubilden und essentielle Medikamente zur Verfügung zu stellen. Eine sichere und gesundheitsfördernde Arbeits- und Lebensumgebung sind für die physische und psychische Gesundheit von Frauen, und für deren bewusste Familienplanung entscheidend. Ein großer Teil unserer Arbeit – die der WHO und der nationalen Institutionen – muss daher auf der Förderung des sozialen und politischen Bewusstseins für die Bedürfnisse von Frauen beruhen. Dies ist nicht nur die Verantwortung des Gesundheitssektors, sondern auch die anderer Sektoren.



Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Institut für Soziologie Universität Mainz

Kontinuitäten und Wandel der Familie und der Familienplanung

Sozialer Wandel als Bruch?

Veränderungen der Familie in den alten und neuen Bundesländern

Veränderungen der Familie werden verbreitet als gefährlich und als schädlich interpretiert. Ein Wandel der Familie wird selten als eine Entwicklung hin zu einem besseren Zustand gesehen, vielmehr dominieren Verfallsdiagnosen. So alt wie die Familie selbst ist die Auffassung, die Familie sei in der Krise und es müsse ihr dringend geholfen werden. Folgende Zitate belegen dies: „Das Familienleben hat im Laufe der letzten Jahrzehnte an innerer Kraft, Reinheit und Tiefe eingebüßt, der Familiensinn und das Familienbewußtsein haben Schaden gelitten. Überspannter Intellektualismus, krasser Materialismus, zügelloser Individualismus machten sich mehr und mehr breit und erschüttern das Fundament der Familie ...“ schrieb F. Zahn 1918 zum Thema „Familie und Familienpolitik“. „Das Problem der Familie hat seit geraumer Zeit eine neue Aktualität gewonnen. ... Heute sind die Organe der öffentlichen Meinungsbildung gefüllt mit Abhandlungen ... über das Problem der Familie; ... Kongresse werden abgehalten, Komitees und Kommissionen gebildet, ... Organisationen der Wirtschaft und Staates haben dies Thema aufgegriffen“ notierte R. König 1946. Diese Zitate stehen als Beispiele für die Krisenszenarien zur Lage der Familie, und sie muten auch von der Wortwahl durchaus zeitgenössisch an.

Wie sieht es heute aus? Konservative Politiker, Vertreter von Familienverbänden und einige Teile der katholischen Kirche sehen die Familie von Auflösung bedroht - und im Sog ihres Niedergangs befinden sich Staat und Gesellschaft. Ist die Familie in der Krise? Seit wann ist sie es? Welche Familie ist in der Krise?

Ich stelle diesen Fragen die These entgegen: Es gibt keine Krise der Familie! Familie ist eine soziale Institution und unterliegt dem gesellschaftlichem Wandel. Jede Gesellschaft bringt einen ihr eigenen Familientypus hervor. Ein Typus, der den jeweiligen gesellschaftlichen Anforderungen und den individuellen Bedürfnissen am Besten entspricht. Wenn es also eine Krise gibt, dann ist es eine Krise der Gesellschaft, der nur auf dieser Ebene begegnet werden kann. Keinesfalls kann der Krise begegnet werden, indem man alte Traditionen beschwört und die Rückkehr zu untergegangenen Familienformen fordert. Formen, das sei nur am Rande erwähnt, die bei weitem nicht so heil waren, wie sie heute gerne dargestellt werden.

Familie ist aber nicht nur Institution, sie ist v.a. auch Idee und Ideologie. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht ist festzustellen, dass die Idee der Familie nach wie vor eine zentrale Bedeutung hat. Obsolet geworden ist ihre ideologische Verbrämung, die besagt, die einzig wahre Familie basiert auf dem unverbrüchlichen Fundament der lebenslangen Ehe. Familie und kanonische Ehe haben sich entkoppelt. Nicht jeder kann darin ein Problem erkennen.

Betrachtungen dieser Art stehen aber nicht im Mittelpunkt dieses Beitrags. Vielmehr geht es darum, die Familie und ihren Wandel in den Blick zu nehmen. Mithin stellen sich folgende Fragen, die die Themen dieses Aufsatzes sein werden:

Wie geht es der Familie?

Wie hat sie sich verändert?

Wie ist diese Veränderung zu bewerten?

Bevor darüber Betrachtungen angestellt werden können, bedarf es einer ausführlicheren Klärung der Frage „Was ist Familie?“ Diese Frage mag zunächst unbedeutend erscheinen und leicht zu beantworten. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall.

Was ist Familie?

Fragt man den Mann oder die Frau auf der Straße, stößt man häufig auf Vorstellungen über Familie im traditionellen Sinn: Familie ist dort, wo Ehegatten zusammen mit ihren Kindern wohnen. Diese Vorstellung ist weit verbreitet, entspricht dem Grundgesetz, stimmt aber mit der Lebenspraxis einer wachsenden Zahl von Menschen nicht mehr überein. Man denke etwa an Alleinerziehende, nicht verheiratete Paare mit ihren Kindern, gleichgeschlechtliche Paare, die mit den Kindern eines Partners oder einer Partnerin zusammenleben, und Paare ohne Kinder, die füreinander sorgen. Sind das Familien? Wo liegt die Grenze? Gibt es überhaupt eine sinnvolle Grenzziehung?

Betrachten wir einige aktuelle Antworten:

Aus Sicht der katholischen Lehrmeinung und aus Sicht der CSU ist klar, Familie ist nur dort, wo ein Ehepaar mit seinen Kindern in einem Haushalt zusammenlebt. Nur diese Lebensform ist sozial legitimiert, keine andere darf ihr gleichgestellt werden.

Die CDU hat jüngst einen anderen Akzent gesetzt. Sie sieht in der Familie eine Verantwortungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern bzw. zwischen Kindern und Eltern. Ehe und Haushaltsgemeinschaft sind für eine Familie demnach nicht zwingend erforderlich.

Ähnlich, aber noch prägnanter, formuliert die SPD ihre Position: „Familie ist überall dort, wo Kinder sind“. Unabhängig von weiteren Kriterien. Damit konturiert sich ein neuer, weiter Familienbegriff, der einzig auf die Eltern-Kind-Beziehung abstellt. Alle anderen Merkmale, wie Ehe, Vater und Mutter, sowie das Zusammenleben in einer Haushaltsgemeinschaft sind danach für Familie nicht länger konstitutiv.

Die PDS geht noch einen Schritt weiter: Familienartig ist nach deren Auffassung jede Solidargemeinschaft zwischen zwei oder mehr Personen. Familie ist also auch dort gegeben, wo keine Kinder sind. Solche Modelle existieren in Europa bereits. In Schweden, Dänemark und in Frankreich mit dem „Pact Civile de Solidarité“ gibt es bereits entsprechende Rechtsinstitute.

Auf die Frage, was denn Familie ist – und damit welche Lebensformen gesellschaftlich als schutz- und förderungswürdig gelten sollen ist nach meinem Dafürhalten die Antwort des Bundesverfassungsgerichts am tragfähigsten: Schutz- und förderungswürdig sind alle Lebensformen, die *im gegenseitigen Eintreten der Partner füreinander gründen, auf längere Dauer ausgerichtet sind und daneben weitere Lebensformen ähnlicher Art ausschließen*. Mit anderen Worten: Familie ist eine exklusive Solidargemeinschaft, die auf relative Dauer angelegt ist. Jedenfalls, so lässt sich im Umkehrschluss daraus folgern, sind Ehe, Gegengeschlechtlichkeit der Partner, Haushaltsgemeinschaft und lebenslange Dauer für Familie nicht konstitutiv.

Genau in diesem ideologischen Wandel der Idee von Familie ist der Kern der von den Konservativen beschworenen Krise der Familie zu sehen. Aus meiner Sicht ist dieser Wandel als gänzlich undramatisch zu bewerten, oder zugespitzter formuliert: dieser Wandel ist die unbedingt erforderliche Anpassung an die veränderte gesellschaftliche Realität, ohne den die Familie nicht leistungsfähig bliebe. Soli-

darität, Exklusivität und relative Dauerhaftigkeit, ich meine, dass diese Merkmale ein gutes Fundament für moderne Vorstellungen von Familie abgeben, jedenfalls ein besseres als die nur noch auf äußerem Zwang basierende Ehe.

Nach diesen eher allgemeinen Annäherungen soll noch eine operationale Klärung der Frage „was ist Familie“ aus soziologischer Sicht vorgenommen werden: Menschen leben in „privaten Lebensformen“. Die Großfamilie ist ebenso eine Lebensform wie der Single. Es handelt sich hier also um den allgemeinen und umfassenden Begriff. „Familiale Lebensformen“ bilden eine Teilmenge, die dadurch bestimmt ist, dass darin Eltern und Kinder zusammenleben. Schließlich bildet die „bürgerliche Kernfamilie“ eine Teilmenge familialer Lebensformen, die dadurch abgegrenzt wird, dass Mann und Frau als Ehepaar mit ihren leiblichen Kindern zusammenleben.

Wie geht es der Familie?

Wie geht es der Familie? Ich will diese Frage zunächst anhand einiger empirischer Betrachtungen und daran anschließend mit einigen rechtssoziologischen Überlegungen diskutieren.

Einige empirische Betrachtungen zur Lage der Familie

Gegenwärtig lebt etwa die Hälfte der 25- bis 54-jährigen Deutschen in einer bürgerlichen Kernfamilie, aber die Zahl derer wächst, die niemals in ihrem Leben eine Familie im traditionellen Verständnis gründen. Die Biografien der meisten nach 1950 geborenen Deutschen sind durch mehr oder weniger lange Phasen in nichtkonventionellen

Lebensformen gekennzeichnet. Diese werden dabei selten als gezielte und dauerhafte Alternativen zur konventionellen Form gelebt, häufiger stellen sie Übergangsphasen dar, wie etwa im Fall der nichtehelichen Lebensgemeinschaft. Einen etwas genaueren Einblick in die private Lebensführung der Menschen vermittelt ein Blick auf die Verbreitung ihrer Lebensformen. In welchen Lebensformen die Deutschen leben, hängt davon ab, welche Altersgruppe betrachtet wird. Ich habe die 35- bis 44-Jährigen ausgewählt, weil sich in diesem Alter der Familienentwicklungsprozess gut demonstrieren lässt.

Folgendes möchte ich dazu hervorheben:

Die bürgerliche Kernfamilie ist die bei weitem dominierende Lebensform.

Es bestehen zum Teil erhebliche Unterschiede in der Verbreitung von Lebensformen zwischen Ost- und Westdeutschland (z.B. kinderlose Ehepaare und Nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern).

Nichteheliche Lebensformen mit Kindern sind im Osten weiter verbreitet.

Lebensformen ohne Kinder sind im Westen wesentlich häufiger.

Im Westen leben mehr Menschen ohne Partner.

Insgesamt lebt in Deutschland etwa jeder Dritte der 35- bis 44-Jährigen in einer nichtkonventionellen Lebensform. Nichtkonventionelle Lebensformen sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, strukturell betrachtet nicht neu. Neu sind die Entstehungskontexte und die gesellschaftliche Akzeptanz

Tab. 1: Private Lebensformen der 35–44jährigen in Ost- und Westdeutschland (1996/Prozentwerte)

	<i>alte Bundesländer</i>	<i>neue Bundesländer</i>
Ehepaar mit Kind/ern	59	69
ledig, bei den Eltern	4	4
ledig, allein wohnend, ohne Partner	6	3
ledig, allein wohnend, mit Partner (LAT)	4	2
nach Ehe allein wohnend	4	3
kinderloses Ehepaar	11	5
kinderlose NEL	4	1
NEL mit Kind/ern	2	6
Alleinerziehende	5	6
gleichgeschlechtliche Partnerschaft	<1	<1
Sonstige Formen	1	1
Insgesamt	100	100

Quelle: Engstler 1998 und eigene Berechnungen

dieser Formen. Handelte es sich früher um Formen, die infolge ökonomischer und sozialer Umstände häufig als Notlösung entstanden und gesellschaftlich mehr oder weniger diskriminiert wurden, entstehen diese Lebensformen heute häufiger infolge einer Wahlentscheidung und sie sind, zumindest normativ, gegenüber anderen Lebensformen nicht oder nicht mehr im früheren Umfang benachteiligt.

Der Trend zu nichtkonventionellen Lebensformen setzt die ökonomische Unabhängigkeit der Frau vom Mann voraus. Er ist eng an veränderte Werte und Lebensstile gekoppelt und er hängt zusammen mit dem Bedeutungsrückgang der Institution Ehe.

Wie ist es über dieses empirische Schlaglicht hinaus gegenwärtig um die Lage der Familie und der privaten Lebensführung bestellt? Was sind, aus soziologischer Perspektive, die Charakteristika der heutigen Lebensführung? Ich möchte diese Frage in Form einiger zugespitzt formulierter Thesen beantworten.

Das ehemalige Standardmuster der bürgerlichen Kernfamilie hat seine Monopolstellung verloren. An die Stelle einer relativ großen Einheitlichkeit und Vorhersehbarkeit ist eine breitere Vielfalt der Lebensformen und – noch wichtiger – der Lebensverläufe getreten.

Lebenslauf und Lebensform sind heute offener für individuelle Planung und Gestaltung als noch vor wenigen Jahren. Zwar ist der Einfluss gesellschaftlicher Normen und Strukturen keineswegs verschwunden – aber die Gewichte haben sich verschoben: von größerer gesellschaftlicher Prägung und Kontrolle der Lebensführung hin zu mehr individueller Entscheidungsfreiheit.

Trotz des erheblichen Wandlungsschubs, den Familie und private Lebensführung erfahren haben, sind Kernbestandteile weitgehend stabil geblieben: Zu nennen sind hier v.a. die ungebrochen hohe Bedeutung, die Familie und Partnerschaft in den Lebensplänen der meisten jungen Menschen haben, und der dominierende Einfluss, der von einem glücklichen Familienleben auf die gesamte Lebenszufriedenheit ausgeht. Erstaunlich stabil ist daneben die besonders enge Verknüpfung von Ehe und Elternschaft in den alten Bundesländern und die dort nach wie vor hohe Bedeutung des Normkomplexes der „guten Mutter“, also der Mutter, die zum Kind gehört. Der hohe Stellenwert dieser Normen zeigt sich u.a. in der relativ niedrigen Erwerbsbeteiligung der westdeutschen Mütter mit Kindern unter sechs Jahren und er zeigt sich darin, dass in den alten Bundesländern nichtkonventionelle Lebensformen nur selten, d.h. bei 16 %, Lebensformen mit Kindern sind. In den neuen Bundesländern ist der Anteil an

Lebensformen mit Kindern unter den nichtkonventionellen Lebensformen mehr als doppelt so groß. Er beträgt hier 39%.

Bei aller individuellen Gestaltungsfreiheit und trotz der Vielfalt von Lebensformen bleiben zwei Grundprinzipien der Lebensführung in aller Regel untangiert: Wir leben nach wie vor in einer „paarorientierten Gesellschaft“, d.h. polygame Lebensformen sind ausgesprochen selten; gering ist auch der Anteil der Menschen, die dauerhafte Partnerlosigkeit in den Mittelpunkt ihrer Lebensplanung rücken. Singles dieser Art gibt es unter den 25- bis 54-Jährigen im Umfang von etwa 3–4%. Ebenfalls sehr beständig ist die exklusive Bedeutung der Eltern-, insbesondere der Mutter-Kind-Beziehung. Der Anteil der Kinder, die von beiden Elternteilen getrennt aufwachsen bewegt sich im Bereich von wenigen Prozentpunkten. Das Resümee ist somit ambivalent: *Die Lebensführung hat sich nachhaltig verändert, aber die wichtigsten Grundprinzipien sind dabei stabil geblieben.*

Einige rechtssoziologische Überlegungen

Mit den genannten Entwicklungen ist in der Bundesrepublik der Zustand eingetreten, dass die private Lebensführung einer steigenden Zahl von Menschen immer stärker von den den geltenden Rechtsnormen zugrunde liegenden Vorstellungen und Leitbildern abweicht. Die auf Familie und Lebenslauf bezogenen rechtlichen Normsätze basieren auf der Vorstellung, es gäbe so etwas wie die „Normalfamilie“ und den „Normallebenslauf“, eine Normalität, die die Lebensführung großer Teile der Bevölkerung kennzeichnet. Diese Vorstellung stimmte in der Vergangenheit mit der Realität in hinreichender Form überein. Für die Gegenwart kann dies nicht mehr behauptet werden. In diesem Kontext stellen sich drängende rechtliche und gesellschaftspolitische Fragen, auf die eine Antwort gefunden werden muss:

1. Welche Lebensformen sollen zukünftig rechtlich anerkannt werden?
2. Wie ist das Verhältnis von Institutionenschutz und Individualrechten zu gestalten?
3. Wie sind Lebensverläufe rechtlich abzusichern, die durch häufigere Brüche und Wechsel der Lebensumstände gekennzeichnet sind?
4. Wie ist das rechtliche Verhältnis von Partnern in Ehen und in eheähnlichen Lebensformen zu fassen?
5. Wie soll Elternschaft in Zukunft rechtlich gestaltet werden? Regelungsbedarf besteht auf dieser Ebene vor allem in zwei Fragen:

Wie soll die Position des Kindes in Beziehung zu seinen Eltern und im Verhältnis zur Gesellschaft gefasst werden und

welche Optionen zur Ermöglichung von Elternschaft mit Hilfe der Medizintechnologie sollen eröffnet werden bzw. verschlossen bleiben?

Auf drei dieser Fragen möchte ich näher eingehen:

ad 1: Die erste Frage betrifft die Regelung der Legitimität von Lebensformen. Angesichts des tiefgreifenden Wandels, den Familie und private Lebensführung im Denken und Handeln in den letzten drei Jahrzehnten erfahren haben, scheint es, als gehe die lange Periode der Ehezentrierung im Familienrecht allmählich zu Ende. Einiges deutet darauf hin, dass gegenwärtig eine grundsätzliche Trendwende stattfindet. Im Mittelpunkt dieser Wende steht die Abkehr von der Norm, dass nur der Ehe eine besondere Schutz- und Förderungswürdigkeit zuzuerkennen ist. Dies findet seinen Ausdruck bereits in einigen Länderverfassungen. Das Land Brandenburg hat dabei die weitgehendste Neuregelung, indem „die Schutzbedürftigkeit anderer auf Dauer angelegter Lebensformen anerkannt wird“. In ähnliche Richtung weisen auch die Verfassungen von Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, die einen Normsatz enthalten, dass alle „die in familialer Gemeinschaft Kinder erziehen, durch den Staat zu fördern sind“. Hier wird ein verändertes, eheunabhängiges Familienverständnis erkennbar. Zugleich wird die Eltern-Kind-Beziehung als schutz- und förderungswürdige Elementarbeziehung gegenüber der ehelichen Verbindung aufgewertet. Daneben scheint allmählich auch Bewegung in die noch immer bestehenden rechtlichen Ungleichbehandlungen hetero- und homosexueller Partnerschaften zu kommen. Die „Hamburger Ehe“, also die Möglichkeit zur öffentlichen Anerkennung der Verbindung gleichgeschlechtlicher Paare, hat zwar (noch) keinerlei Rechtswirkung, aber möglicherweise ist ihr symbolischer Stellenwert für die weitere Entwicklung bedeutsam. Es scheint sich abzuzeichnen – das Bundesjustizministerium hat einen entsprechenden Gesetzentwurf schon seit längerem angekündigt – dass ein „Rechtsinstitut unterhalb der Ehe“ in Form „Eingetragener Partnerschaften“ o.ä. geschaffen wird, das auch homosexuellen Paaren offen steht.

ad 2: Institutionenschutz vs. Individualrechte. Richtungsgebend für die neue Entwicklung sind unter anderem die mit der Ehe- und Familienrechtsreform 1977 begonnene Rücknahme des Institutionenschutzes der Ehe zugunsten der Stärkung der Individualrechte von Familienmitgliedern

sowie die Tendenz zur stärkeren Gewichtung der Eltern-Kind-Beziehung im Vergleich zur Partnerschaft.

Die Rücknahme des Institutionenschutzes von Ehe und Familie und die Stärkung der Individualrechte sind als moderne Errungenschaften zu begrüßen, aber, und das sollte nicht übersehen werden, sie sind, trotz entgegenstehender Imperative, *nur mit Eingriffen in die Privatsphäre der Familie zu verwirklichen*. Eine Stärkung der Individualrechte wird über eine größere Öffentlichkeit der Binnenbeziehungen der Familie erreicht. Vormalig abgeschottete familiäre Bezüge sind nun zunehmend rechtlich aufgeladen. Staat und Gesellschaft greifen heute vergleichsweise stark und unmittelbar in die familialen Beziehungen ein. Das gilt für die Partner- und für die Eltern-Kind-Beziehung.

ad 5: Zukunft der Elternschaft. Mit wachsender Intensität wird in nächster Zeit die rechtliche Lösung von Sachverhalten zu bewältigen sein, die sich im Kontext der Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin ergeben. Hier werden u.a. Fragen beantwortet werden müssen, die sich auf die Zulässigkeit und die Kostenerstattung von Verfahren für nicht verheiratete Paare, für Paare gleichen Geschlechts und für alleinstehende Personen richten. Möglicherweise wird sich bald ein deutsches Gericht mit der Frage auseinandersetzen, ob es ein Recht auf Elternschaft oder auf Fortpflanzung gibt, wie es im weltweit bekannt gewordenem „Nahmani-Urteil“ des israelischen Supreme Court vom 12.9.1996 der Klägerin eingeräumt wurde (vgl. Sina 1997). Falls sich Gerichte mit dieser Problematik befassen haben, werden mehrere Fragen von grundsätzlicher Bedeutung tangiert: neben der vorzunehmenden Neuinterpretation und evtl. auch Weiterentwicklung der Grundrechte ginge es u.a. auch darum, ob es dem Kindeswohl abträglich ist, wenn es zwei gleichgeschlechtliche Elternteile hat oder wenn von vornherein nur ein Elternteil vorhanden ist, weswegen z.B. das Nahmani-Urteil als familienfeindlich kritisiert worden ist.

Rechtlich zu regeln wird sein, ob eine Person auch gegen ihren ausdrücklichen Willen gezwungen werden kann, wie im genannten Fall, dass seine Samen- bzw. ihre Eizelle zur Befruchtung verwendet wird. Erstreckt sich das Recht auf Selbstbestimmung auch auf die eigene Samen- oder Eizelle? Oder handelt es sich um eine Sache, über die von Dritten frei verfügt werden kann? Vieles mutet in diesem Zusammenhang noch utopisch an, aber aus den Möglichkeiten und Folgen der Reproduktionsmedizin werden in Zukunft Rechtsprobleme ganz neuer Art erwachsen, deren Lö-

sung schon bald drängend sein werden.

Wie hat sich die Familie verändert?

Bei einer allgemeinen Deutung des Wandels der Familie in Deutschland während der letzten vierzig Jahre sprechen Soziologen meist von der Individualisierung der Lebensführung und der Pluralisierung der Lebensformen. *Individualisierung* bezieht sich auf den Vorgang, dass die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten im Lebenslauf im Vergleich zu den strukturell vorgegebenen Zwängen zugenommen haben, das gilt v.a. für das Privatleben. Wachsende Gestaltungsmöglichkeiten bedeuten nicht, dass alles möglich wird, aber sie bedeuten, dass mehr Optionen bestehen als in der Vergangenheit. Diese Zunahme an Handlungsoptionen hat jedoch ihren Preis. Größere Autonomie bedeutet auch ein Mehr an Kontingenz. Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang von „*Riskanten Freiheiten*“.

Pluralisierung meint, dass die Zahl der verschiedenartigen Lebensformen größer geworden ist. Diese Interpretation beschreibt die Entwicklung seit den 60er Jahren weitgehend zutreffend. Falsch ist, diese größere Vielfalt als neuartiges Phänomen zu begreifen. Im historischen Kontext ist diese Entwicklung als „Rückkehr zur Normalität der Vielfalt“ zu bewerten. Die Situation der 50er und 60er Jahre mit der starken Monopolstellung eines Lebensentwurfs, der bürgerlichen Kernfamilie, ist im historischen Vergleich die untypische Situation. Kennzeichnend war stets eine gewisse Pluralität an Lebensformen. Die sich wieder ausbreitende Vielfalt ist soziologisch daher keineswegs als krisenhafte Entwicklung zu interpretieren.

Individualisierung und Pluralisierung sind wichtige, aber nicht die bedeutsamsten Veränderungen der letzten Jahre. Die vielleicht bedeutsamste Veränderung betrifft die Beziehungsgestaltung in der Familie und damit verbunden die Motive zur Gründung und zur Aufrechterhaltung von Familie. Francois de Singly, ein französischer Soziologe, hat dazu sehr erhellende Überlegungen angestellt. Er fasst den Wandel dahingehend zusammen, dass die Familie der Vergangenheit *aufgabenorientiert* war und die Familie der Moderne *beziehungsorientiert* ist. Das bedeutet, dass nicht mehr die Beziehung zu einer Person im Mittelpunkt steht, sondern *die Befriedigung, die die Familienmitglieder aus den Beziehungen erfahren*. Das „Ich“ überwiegt das „Wir“, aber das „Wir“ wird nach wie vor als der ideale Weg zum persönlichen Glück angesehen. Indem die Liebe ab Ende des vergangenen Jahrhunderts allmählich zur tragenden Säule der Ehe wurde, wurde die dauerhafte Ehe von innen her ausgehöhlt. Institutionelle Vorga-

ben sind beständig, Liebe aber ist flüchtig, damit verliert eine Ehe zwangsläufig ihr Gründungsfundament. Ist eine Ehe mit keinem anderen Sinn versehen, wird sie brüchig und instabil. Dies gilt umso mehr, wie die Ehe keine Institution mehr ist, die den Beginn eines gemeinsamen Lebens markiert und zugleich zu seinem Schutz dient. Mann und Frau wollen auch in der Ehe sie selbst bleiben. Das Lebensideal lautet heute: die Vorteile partnerschaftlichen Lebens genießen, ohne die damit verbundenen Nachteile in Kauf zu nehmen. Dennoch, das Leben in einer Partnerschaft beeinflusst, gewollt oder nicht, die eigene Identität im Sinne der Herausbildung eines partnerschaftlichen Ichs.

Immer mehr Paare verspüren in dieser Situation die Schwierigkeit der Balance zwischen partnerschaftlicher Einheit und individueller Autonomie. Die Lösung dieser Problematik wird schichtspezifisch in unterschiedlicher Weise praktiziert: Angehörige unterer Schichten tendieren mehr zum Wir, die oberer Schichten mehr zum Ich. Im Vergleich zu den 60er Jahren lässt sich feststellen, dass die damals dominante Form des „Fusionspaares“, also des Paares, das ganz zum „Wir“ verschmolz, mehr und mehr abgelöst wird durch eine Form, die „Assoziationspaar“ genannt werden kann, also eine Vereinigung zur Erreichung ähnlich gelagerter individueller Ziele. Damit steigt die Attraktivität von Lebensformen, die es Männern und Frauen erleichtern, ihren persönlichen Interessen nachzugehen. Es entstehen, wenn man so will, „Familien als Gesellschaften mit beschränkter Haftung“. Soweit die Überlegungen von de Singly.

Ich möchte auf einen weiteren Aspekt hinweisen und dabei noch einen Kollegen, den amerikanisch-österreichischen Soziologen Peter L. Berger zitieren. Eines der zentralen Kennzeichen der Moderne ist, aus seiner Sicht, die Rationalität und die daraus abgeleiteten Qualitäts- und Leistungskriterien. Im Unterschied etwa zum Arbeitsleben blieb die Familie lange Zeit davon verschont, Gegenstand von Qualitätsbemessung zu sein. Diese Schonzeit ist zu Ende gegangen. Familie – und insbesondere die Beziehungen innerhalb der Familie – werden zunehmend wissenschaftlich-rational begründeten Qualitätsmaßstäben unterworfen. Zahllos sind die Experten und Ratgeber, die bestimmen, was ein gutes Zuhause, eine normale Kindheit, eine lebendige Partnerschaft und ein zufriedenstellendes Familienleben ausmachen. Die Maßstäbe werden dabei immer weiter noch oben geschraubt und es entstehen neue Leitgedanken von Familie, Partnerschaft und Elternschaft. Theorie und Praxis klaffen auch hier, wie so oft, auseinander. Für viele

scheinen diese neuen Ideale von vornherein unerreichbar und sie verzichten ganz auf Familie, andere streben diesen Idealen hinterher, zumeist mit nachhaltig negativen Folgen für ihre familialen Beziehungen und wieder andere stellen beim Vergleich ihrer konkreten Situation Abweichungen vom Ideal fest, die sie nicht in Kauf nehmen wollen – beste Basis für eine Auflösung der Beziehungen.

Indem Familie auf diesem Weg idealisiert und überhöht wird, wird sie destabilisiert, ein Vorgang, der dadurch beschleunigt wird, dass sich das Familienleben gegenwärtig immer stärker im Spannungsfeld gestiegener Erwartungen an Partnerschaft und Elternschaft sowie wachsender Anforderungen hinsichtlich Verfügbarkeit und Flexibilität am Arbeitsplatz befindet. Die veränderten Bedingungen des Arbeitslebens führen dazu, dass Berufstätige mehr und mehr der Familie entzogen werden. Eine Entwicklung, die v.a. karriereorientierte Frauen oftmals zur Familienlosigkeit zwingt, da von Frauen leitbildhaft nach wie vor Präsenz in der Familie erwartet wird. Umgekehrt wirken Verbindlichkeiten im Privatbereich als Karrierebremsen. Auch hiervon sind Frauen stärker betroffen als Männer. Die Formel der flexiblen Gesellschaft, wie sie von dem amerikanischen Soziologen Richard Sennett analysiert wird, „*bleibe beweglich, gehe keine langfristigen Verpflichtungen ein*“, charakterisiert vielfach schon die Arbeitswelt, und nun durchdringt sie mehr und mehr auch das Privatleben der Menschen.

Blicken wir kurz zurück: Die traditionelle bürgerliche Familie hat ein spezifisches Bewusstsein hervorgebracht, das bis Mitte des 20. Jahrhunderts passgenau den Grundlagen und der Funktionslogik damaliger gesellschaftlicher Institutionen entsprach: Tradition, Disziplin, Loyalität, Hierarchie, Treue zu Staat und zum Betrieb – alles in allem: außengesteuerte soziale Bindungen. Viele gesellschaftliche Institutionen haben von diesen Werten längst Abstand genommen, am deutlichsten in der Arbeitswelt. An die Stelle jener einstigen Tugenden sind Eigenschaften getreten wie Flexibilität, Elastizität, Bereitschaft zur Veränderung und auf Kurzfristigkeit angelegte Bindungen. Hier stellt sich die zentrale Frage: Sind auf Dauer angelegte, von außen kontrollierte Bindungen besser, als frei wählbare und leicht aufkündbare? Für den amerikanischen Soziologen Mark Granovetter (1993) ist die Antwort in Bezug auf die Arbeitsbeziehungen eindeutig: „*Starke, schwache Bindungen*“, d.h. flüchtige, aber damit nicht zwangsläufig oberflächliche Formen der Gemeinsamkeit, sind nützlicher als langfristige, unauflösbare Verbindungen, die häufig nach eini-

ger Zeit nicht mehr aus sich heraus, sondern aus formalen Gründen oder Zwängen aufrechterhalten werden. Wie weit dies auch ein tragfähiges Fundament für Familie sein könnte, kann hier nicht weiter diskutiert werden, aber offenkundig ist, dass Familien, die nicht mehr aus sich heraus, sondern nur auf Grund wahrgenommener Zwänge fortbestehen, mehr Leid als Glück erzeugen.

Wie kann ein erstes Fazit lauten: Die im traditionellen Sinn auf lebenslange Dauer ausgerichtete Familie wirkt heute fast schon anachronistisch. Es ist zu beobachten, dass die in der Arbeitswelt sich ausbreitenden Ideen zunehmend in die Familie eindringen und ein neues Bewusstsein auch von Familie schaffen. Dies mag beklagt werden oder nicht, ich meine, die traditionelle Familie als Stabilitätsrest in einer immer dynamischer werdenden Gesellschaft hat wenig Zukunft. Die Familie wird aufhören, etwas objektiv Gegebenes zu sein, sie wird ein individuelles und ein partnerschaftliches Projekt, offen für Re-Definition und Rekonstruktion. Die neue, in der Arbeitswelt längst angewandte Formel, gilt vielleicht bald auch für das Familienleben: *Die Bereitschaft zur Veränderung ist zielführender als das unnachgiebige Beharren auf Bestehendem.*

Wie ist diese Veränderung zu bewerten

Kontinuität oder Bruch? Diese Frage ist für die letzten 40 Jahre nicht eindeutig zu beantworten. Es gibt Entwicklungen, die sind im Sinne eines „Bruches“ zu interpretieren, andere stehen klar im Rahmen einer kontinuierlichen Entwicklung.

Als Bruch zu bewerten ist die Entwicklung in den neuen Bundesländern, die von einigen als „demographischer Schock“ bezeichnet wird. Die teilweise dramatischen Rückgänge der Heirats-, Scheidungs- und Geburtenhäufigkeit auf nicht gekannte Tiefststände sind Folge des gesellschaftlichen Umbruchs im Zuge der Wiedervereinigung Deutschlands. Die durch den gesellschaftlichen Umbruch ausgelösten tiefgehenden Verunsicherungen führen nicht dazu, dass man sich in die heile Welt der Familie flüchtet. Vielmehr ist eine Situation entstanden, die dadurch charakterisiert ist, dass Veränderungen, insbesondere im Sinne der Schaffung neuer Obligationen, im Privatbereich gescheut werden und die Tendenz besteht, in der aktuellen Lebenssituation, unabhängig davon wie diese beschaffen ist, zu verharren. Das für die DDR typische Muster der sehr frühen Familiengründung, des sehr niedrigen Anteils kinderloser Personen und der hohen Scheidungsrate gehört der Vergangenheit an. Die Generation der um 1970 in der DDR Geborenen bildet ein eigenes generatives Muster aus, das durch sehr hohe Anteile dauerhaft kinderloser

und langfristig lediger Personen gekennzeichnet ist, wobei die schon zu DDR-Zeiten beobachtbare Entkoppelung von Ehe und Elternschaft, erkennbar an den sehr hohen Anteilen der nichtehelich Geborenen, noch weiter fortgeschritten ist.

Ebenfalls als Bruch zu bewerten ist die Entstehung eines veränderten neuen Liebesideals. Das einstige bürgerliche Liebesideal basierte auf der Idee, den Partner ungeachtet seiner Eigenschaften zu lieben. Der Anspruch des Idealen war nicht *an ihn*, sondern an die Liebe *zu ihm* gestellt. Bereits bei Martin Luther findet sich der Grundgedanke dieser Idee, die bis in die 60er Jahre konkurrenzlos war: „*Ich liebe dich, weil du meine Frau bist.*“ Danach setzte sich das romantische Liebesideal durch, dessen Leitidee mit der Formel „*Du bist meine Frau, weil ich dich liebe*“ charakterisieren lässt. Heute scheint sich dagegen durchgesetzt zu haben was Erich Fromm die „unreife“ Form der Liebe nannte. Wieder als Leitsatz formuliert lautet sie: „*Du bist meine Frau, solange ich dich liebe*“. Und weiter: „*Ich liebe dich, solange du mir gibst, was ich brauche.*“ Liebe also ein Tauschgeschäft? Vieles deutet darauf hin. Liebe heute ist die Sehnsucht nach maximaler Erfüllung, getragen von dem Gedanken, Abweichungen davon nicht zu tolerieren. Das Fundament von Partnerschaften ist nicht mehr äußerer Zwang, sondern individuelle Entscheidung.

Noch eine dritte Tendenz ist nach meiner Auffassung in der Kategorie „Bruch“ zu verorten. Wir leben heute in einer Zeit, in der explizite und kollektiv gültige Regeln und Maßstäbe, einst unhinterfragte Selbstverständlichkeiten, aus sich heraus nicht mehr gelten. Jeder Einzelne sieht sich heute vor die Aufgabe gestellt, seine private Welt selbst zu gestalten. Die Schaffung von Werten, Grenzen und Routinen obliegt zunehmend dem Individuum oder, in der Familie, den einzelnen Mitgliedern. Die Notwendigkeit zur Selbstkonstruktion erzeugt in einer Zeit, in der die durch die Berufswelt diktierten Sachzwänge zunehmen, egalitäre Geschlechterrollen etabliert und Kinder als Personen mit eigenen Ansprüchen anerkannt sind, eine neue Art von Familie, die *Verhandlungspartnerschaft*. Dieser Familientypus besitzt im Vergleich zu den traditionellen Modellen eine neue Qualität. Er ist offener und bedürfnisorientierter und er erfordert die Bereitschaft zur Auseinandersetzung. Verhandlungspartnerschaften bestehen auf der Grundlage ausbalancierter Beziehungen zwischen allen Familienmitgliedern. Diese Balancen zu erreichen und aufrecht zu erhalten ist eine der großen Herausforderungen der Moderne.

Demgegenüber ist im Sinne einer kontinuierlichen Entwicklung die fortbestehende Orientie-

rung an Zweierpartnerschaften zu bewerten. Menschen *wollen* in Partnerschaften leben und nicht allein, Menschen wollen Familie, in welcher Form auch immer, und Menschen erfahren ihr Lebensglück bei allen Entwicklungen in der Konsum- und Arbeitswelt nach wie vor in erster Linie in der Familie. Was sich geändert hat ist, dass Familie vielfach nicht mehr gleichbedeutend ist mit Ehe. Ehe, vor allem im Sinn der monogamen lebenslangen Verbindung, hat eine enormen Bedeutungsverlust erlitten. Singles, Scheidung und Kinderlosigkeit sind jedoch keine Alarmsignale für das Ende der Familie oder gar für das Ende solidarischer Beziehungen. Vereinsamung und Selbstbezogenheit hat es auch in der Vergangenheit gegeben. Bei allem Wandel besteht kein Anlass zur Aufgeregtheit. Die Familie wandelt sich, wie sie es immer getan hat, und sichert sich damit ihren Fortbestand.

Literaturverzeichnis

- Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a.M.
- Berger, B.; Berger, P. L. (1984): *In Verteidigung der bürgerlichen Familie*. Frankfurt a.M.
- Engstler, H. (1997): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Hrsg. v. BMFSFJ, Bonn
- Fromm, E. (1978): *Haben oder Sein*. Frankfurt a.M.
- Granovetter, M. (1993): *The Strength of Weak Ties*. *American Journal of Sociology*, 78, 1360–1380
- König, R. (1974, erstmals 1946): *Materialien zur Soziologie der Familie*. Köln
- Schneider, N. F. (1994): *Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland*. Stuttgart
- Schneider, N. F.; Matthias-Bleck, H. (1999): *Moderne Familie – altes Recht? Zur Situation des am überkommenen Normalitätskonzept von Familie und Lebenslauf orientierten Rechtssystems aus soziologischer Perspektive*. In: FRIEDRICH W. BUSCH, BERNHARD NAUCK und ROSEMARIE NAVEHERZ (HG.): *Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft, Familie und Gesellschaft*, Band 1. Würzburg: Ergon, 185–210
- Singly, F.de (1994): *Die Familie der Moderne*. Konstanz
- Sennett, R. (1998): *Der flexible Mensch*. Berlin
- Sina, S. (1997): „*Recht auf Elternschaft?*“ *Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 44, 862-866
- Zahn, F. (1918): *Familie und Familienpolitik*. Berlin



Prof. Dr. Cornelia Helfferich

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut

Reproduktive Kulturen in Ost und West – Kontinuitäten und Wandel

Unsere Studie „frauen leben – Lebensläufe und Familienplanung von Frauen“ zeigt Kontinuitäten und Wandel in den alten und neuen Bundesländern. Zur Analyse verwenden wir den Begriff der "reproduktiven Kulturen", der sich als geeignet erwiesen hat, um grundlegende Muster der Familienplanung zu fassen, die alle Einzelbereiche – von Kontrazeption über den Umgang mit Fruchtbarkeitsstörungen und Partnerschaften bis zum Schwangerschaftsabbruch – übergreifen. Es lassen sich unterschiedliche reproduktive Kulturen in Ost und West differenzieren und Kontinuität und sozialer Wandel lassen sich als Transformationen dieser reproduktiven Kulturen analysieren: Gesellschaftliche Veränderungen treffen auf unterschiedliche reproduktive Kulturen und gewinnen dabei in unterschiedlicher Weise Gestalt – das macht die Vielschichtigkeit von Veränderungen aus. Veranschaulicht wird dieser Ansatz mit einem Vergleich des Umbruchs der Familienplanungsmuster im Westen der 70er und im Osten der 90er Jahre.

Ergänzende Angaben zur Studie „frauen leben – Lebensläufe und Familienplanung von Frauen“

Vorab sind einige ergänzende Informationen zum Erhebungsdesign unserer Studie „frauen leben“ (siehe Vorbemerkung) notwendig. Die Studie entstand aus vielen über einen langen Zeitraum geführten Diskussionen, v.a. mit der BZgA, über eine angemessene Forschungsperspektive im Bereich der Familienplanung. Daher liegt der Studie ein umfassendes Verständnis von Familienplanung als Gestaltung des privaten Lebens und eine biografische Perspektive zugrunde, bei der Familienplanung im Lebenslauf betrachtet wird.

Was die methodische Wurzel der Studie angeht, greifen wir mit der Methodenkombination von

standardisierter Telefonbefragung und qualitativ-biografischen Interviews auf ein Konzept zurück, das sich in einer Vorläufer-Studie (Sekundärauswertung der „Deutschen Studie zu Infertilität und Subfertilität“- DESIS im Auftrag der BZgA; siehe Bd. 6 der Fachheftreihe der BZgA) bewährt hatte. Beide Erhebungsverfahren stellen *eigenständige Zugänge zu demselben Thema* (beide Verfahren erheben reproduktive Biografien) bei *identischen Personen* dar (die qualitativ Interviewten, methodenbedingt eine kleinere Stichprobe, sind eine Teilgruppe der standardisiert Befragten; für diese Personen liegen beide Arten von Daten zu demselben Thema vor). Damit sind einerseits statistische Verteilungsaussagen und eine Quantifizierung von Problemlagen möglich. Andererseits werden subjektive Sichtweise und das subjektive Erleben der Zielpersonen und -gruppen fassbar, Wahrnehmung und Verarbeitung von (z.B. widersprüchlichen) Lebenssituationen *in und mit den Familienplanungsmustern* lassen sich beschreiben und daraus inhaltliche Ansatzpunkte für zu entwickelnde Maßnahmen ableiten. Insgesamt liegen bei dem Projekt „frauen leben“ als Material die reproduktiven Lebensläufe als Geschichten einer umfassend verstandenen Familienplanung von 1.468 Frauen in standardisierter Form (erster Erhebungsschritt) und zusätzlich die reproduktiven Biografien als selbstthematisierte, subjektive Erzählungen von einer Teilgruppe von 101 Frauen (zweiter Erhebungsschritt) vor. Wir wissen damit etwas über die „Meilensteine“, Eckdaten, Phasenabfolgen, Entwicklungsprozesse und Selbstdeutungen in den Bereichen Partnerschaft, Kontrazeption, Schwangerschaften bzw. Kinder, Schwangerschaftsabbrüche. Soziale Indikatoren wurden ebenso erhoben wie die familiäre Sozialisation und heutige Einstellungen.

Die Anlage der Studie wird als „regional repräsentativ“ bezeichnet. Es wurden drei Erhebungsgebiete (Nord: Hamburg, Süd: Freiburg, Ost: Leipzig) jeweils mit einem städtischen und einem ländlichen Bereich ausgewählt. Grund dafür war die Hoffnung, die familiäre Lebensführung im Kontext sozio-kultureller regionaler Milieus besser erklären zu können und die Teilnahmequote durch die regionale Bekanntheit der Forschungsinstitute zu erhöhen. Die Teilnahmequoten sind in der standardisierten Befragung mit 44% nicht optimal, wobei berücksichtigt werden muss, dass sowohl die Intimität des Themas als auch die biografische Dimension Teilnehmerinnen abschreckten. Die regionale Repräsentativität wurde überprüft mit dem Ergebnis, dass erwerbstätige Frauen unterrepräsentiert sind. Im Vergleich zum Bundesgebiet - hier war Repräsentativität nicht angestrebt - sind in den Erhebungsregionen Frauen mit hoher Bildung überrepräsentiert. In der

qualitativen Befragung konnten wir durch die gezielte Ansprache von Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen eine sehr breite Palette von sozialen Situationen in der Stichprobe abbilden.

Die folgenden Ergebnisse müssen vor dem Hintergrund unseres Umgang mit der Variable „Bildung“ eingeschätzt und bewertet werden. „Bildung“ erwies sich als zentraler Schlüssel für die Gestaltung der reproduktiven Lebensläufe vor allem in den alten Bundesländern. Aus diesem Grund verwendeten wir viele Überlegungen darauf, wie „Bildung“ zu messen sei, z.B. als Höhe des Schulabschlusses (das gibt die „Startbedingungen“ wieder) oder unter Einbezug der beruflichen Ausbildung (das gibt wieder, was Frauen nach der Schule aus sich gemacht haben). Wir verwenden überwiegend das zweite Maß, nämlich einen vierstufigen Bildungsindikator, der aus einer Kombination von Schul- die Berufsausbildung gebildet wurde. Frauen, die sich noch in Ausbildung befinden, wurden nach dem letzten Abschluss eingeordnet; Studentinnen sind daher nicht in der höchsten, sondern in der Bildungsgruppe 3 eingeordnet. Wir werden im folgenden häufig im Westen die niedrigste und die höchste Bildungsgruppe miteinander vergleichen. Dies liegt deshalb nahe, weil beide Gruppen ein ungefähr gleiches Durchschnittsalter haben, und damit können festgestellte Unterschiede nicht wesentlich auf das Alter zurückgeführt werden (häufig sind Effekte, die der Bildung zugeschrieben werden, zugleich Alterseffekte, da vor allem ältere Frauen eine niedrige Qualifikation haben), sondern sind tatsächlich Bildungseffekte. Doch sollte nicht vergessen werden, dass es auch die anderen Bildungsgruppen gibt und dass Bildung und Alter immer zusammen betrachtet werden sollten.

Reproduktive Kulturen – ein Arbeitsbegriff¹

Als theoretisches Konzept, das die Vielzahl von Ergebnissen zu den unterschiedlichen Aspekten eines erweiterten Familienplanungsbegriffs – vom Planungs- oder Abbruchverhalten über den Umgang mit der Kinderfrage und Kontrazeption bis zur Partnerschaftsgestaltung - zu bündeln und für bestimmte soziale Gruppen auf gemeinsame, generierende Bedingungen zurückzuführen vermag, bot sich der Begriff der „reproduktiven Kultur(en)“ an. Eine reproduktive Kultur ist definiert über die kulturellen Formen und sozialen Regeln, die die Wahrnehmung und das Handeln bei der Gestaltung des privaten Lebens anleiten. Sie umfasst die Summe der Überzeugungen, was der angemessene Umgang mit dem eigenen Körper, mit dem andern Geschlecht, mit der Kinderfrage, mit dem privaten Leben etc. sei. Dieses Konzept hat

zwei Vorteile: Zum einen sind reproduktive Kulturen an der Schnittstelle von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Strukturaspekt) und dem Handeln der einzelnen Menschen (Handlungsaspekt) angesiedelt. Zum zweiten löst sich damit die Diskussion aus der Umklammerung des engen Bezugs auf die traditionelle Familienform.

Empirisch sind wir bei der Rekonstruktion reproduktiver Muster andere Wege gegangen als solche Studien, die nur qualitativ angelegt waren. Burkart und Kohli (1992) haben z.B. qualitative Interviews mit Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus geführt und milieuspezifische Gestaltungen des privaten Lebens beschrieben. Seidenspinner et al. (1996) haben Muster für realisierte Lebensformen aus Interviews herausgearbeitet und Geissler und Oechsle (1996) haben ebenfalls auf der Basis von qualitativen Interviews kognitive Planungs- oder Orientierungsmuster rekonstruiert. Wir haben zunächst nach den Kriterien „Herkunft aus den alten oder neuen Bundesländern“ und innerhalb der alten Bundesländer nach „Bildung“ Gruppen gebildet. Dann nutzten wir den doppelten empirischen Zugang mit der Methodenkombination: Wir haben für diese über statistische Merkmale definierten Gruppen Profile mit statistischen Häufigkeiten von Einstellungen, Verhaltensweisen und Biografie-mustern erstellt. Dieser Zugang lässt uns die gruppenspezifische „statistische Normalität“ und Besonderheiten in Relation zu anderen Gruppen erkennen. Hinzugezogen haben wir dann die qualitativen Texte. Diese zeigen uns, was subjektiv als das „Normale“ wahrgenommen wird. Sie zeigen uns kollektive Überzeugungen, was „man“ üblicherweise macht, was alle anderen machen, was richtig oder nicht richtig ist, oder einfach, was selbstverständlich ist – damit werden die statistischen Aussagen über die gruppenspezifischen Verhaltenshäufigkeiten inhaltlich gefüllt.

In der kontrastierenden Gegenüberstellung der Gruppen werden die für ein Muster zentralen Werte erkennbar. Dabei haben wir für diesen Beitrag für den Westen die niedrigste und höchste Bildungsgruppe herausgegriffen, d.h. wir beschränken uns auf die Darstellung der reproduktiven Kultur der DDR, in der die meisten Frauen aus den neuen Bundesländern noch aufgewachsen sind, und auf die beiden reproduktiven Kultur der am niedrigsten und der am höchsten qualifizierten Frauen unter Auslassung der mittleren Qualifikationsstufen. Damit ist unsere Analyse nicht vollständig, sondern exemplarisch – sie soll an dieser Stelle in erster Linie die Brauchbarkeit des Konzeptes der „reproduktiven Kultur“ zeigen. Bei der Benennung zentraler Werte für die hier herausgegriffenen sozialen Gruppen, beschränke ich mich

¹ Zur genaueren theoretischen Bestimmung: s. Abschlussbericht des Forschungsprojektes.

auf zwei Aspekte. In dem Beitrag von H. Klindworth wird gezeigt werden, dass reproduktive Kulturen nach bestimmten „biografieerzeugenden Prinzipien“ je eigene Biografiemuster hervorbringen.

Die reproduktive Kultur der DDR

Gerade im Vergleich zu Frauen aus den alten Bundesländern zeigt die statistische Auswertung für Frauen aus den neuen Bundesländern Besonderheiten, die in die Richtung einer größeren Familienorientierung und der Werte von Verlässlichkeit weisen: feste Partnerschaften wurden in jüngerem Alter erstmals eingegangen, hielten länger und waren selbstverständlicher, in den Einstellungsfragen wurden Treue, Solidität, Verlässlichkeit höher bewertet, Heirat und Kindern waren „statistisch normal“. Die qualitativen Interviews zeigen eine damit verbundene Haltung, die sich als pragmatische Akzeptanz des normativ vorgegebenen Handlungsrahmens, aus dem das Beste zu machen war, fassen lässt. Dies betrifft das Nutzen familienpolitischen Anreize, die Akzeptanz der Pille, den Umgang mit den Männern, aber auch die Thematisierungsregeln in den Interviews selbst: „Unnötige Problematisierung“ und psychologisierende Debatten wurden abgelehnt. Wir haben als Wert der Kultur extrahiert: *„Familienorientierung und pragmatische Akzeptanz des Gegebenen“*. Wir haben diese beide Aspekte verbunden, weil Familienorientierung als Begriff sehr Unterschiedliches meinen kann – Familie als Kollektiv, als Besitzgemeinschaft etc. – und daher eine Präzisierung notwendig ist, in der kollektivorientierten DDR-Gesellschaft wurde die Sicherheit und die Überschaubarkeit des eigenen Lebenslaufs durch Einbindung erzielt und dazu gehörte (auch) die Familie, aber z.B. auch eine Scheidung, wenn die Familie nicht mehr funktionierte.

Weiter ließen sich Ergebnisse bündeln, die die Stellung der Frau betrafen. Die Praxis der und die Einstellung zur Müttererwerbstätigkeit bzw. zum Leben als Hausfrau, der hohe Anteil an nichtehelichen Geburten, die Scheidungsraten, die Präferenz „weiblicher“ Verhütung wie Pille, Spirale und Sterilisation der Frau zeugen von einer gewissen ökonomischen und reproduktionsbezogenen Unabhängigkeit. Eine Beteiligung des Partners im reproduktiven Bereich war nicht sehr erwünscht: Nur 27% befürworteten eine Reduzierung der Berufstätigkeit des Partners in der Kleinkinderphase. Die Sterilisation des Mannes ist absolute Ausnahme. Im Qualitativen stach die bei reproduktiven Entscheidungsprozessen (bezogen auf Verhütung, Abbruch, z.T. auch Zahl der Kinder) präsentierte Selbstdarstellung, die Dinge „selbst in der Hand zu haben“ und ohne Einfluss des

Partners zu entscheiden, ins Auge – trotz aller Betonung, wie wichtig eine verlässliche und solide Partnerschaft und Gemeinsamkeiten zwischen Frau und Mann seien. Der Anspruch der reproduktiven Autonomie war nicht ganz widerspruchsfrei; eine Grenze der Eigenmächtigkeit war stets der offene Dissens mit dem Partner, der zu vermeiden bzw. mit listigen Durchsetzungsstrategien auszuhebeln war. Eine finanzielle Absicherung durch den Mann war (und ist heute noch!) nicht vorstellbar, gängiger war die Vorstellung einer partnerunabhängigen Alimentierung durch den Staat (heute: Sozialhilfe). Dieses Motiv haben wir das Motiv der *„starken Frau im Sozialismus“* genannt, was sowohl die doppelte Zuständigkeit für Beruf und Familie, wie auch den Anspruch auf *„reproduktive Autonomie“* umfasst.

Die reproduktive Kultur der niedrigen Bildungsgruppen im Westen

Viele Einzelbeobachtungen weisen – erkennbar vor allem im Kontrast zu den hochqualifizierten Frauen im Westen – auf einen übergeordneten Wert von Normalität, Kontinuität, Verlässlichkeit, Treue, Sicherheit hin: Auch hier dauerten Partnerschaften bei einer früheren Festlegung länger, Heirat und Kinder „gehörten dazu“ und zusammen, nichteheliche Schwangerschaften und Schwangerschaftsabbrüche waren seltener – wenn, dann wurden eher nichteheliche Schwangerschaften abgebrochen. Partnerschaft, so zeigen die qualitativen Interviews, wurde als Familiengemeinschaft gedacht. Die Leit-motive in vielen der qualitativen Interviews variieren die zentralen Werte der Normalität, Ordnung und Kontinuität. Wir nannten den zentralen Wert *„Familie, Sicherheit und Ordnung“*.

Gegenüber den anderen beiden reproduktiven Kulturen lässt sich als Besonderheit eine Vorstellung und ein Verhalten entsprechend einer (traditionellen) Arbeitsteilung von Frau und Mann ausmachen: Häufiger wurde die Einstellung vertreten, Mütter mit kleinen Kindern sollten zuhause bleiben und Männer das Geld verdienen, und die Biografie entsprechend gestaltet, Müttererwerbstätigkeit war seltener und der Anteil an Hausfrauen größer, der Mann als Ernährer hatte eine große Bedeutung und es bestand eine größere Statusungleichheit zwischen Ehefrau und ihrem Ehepartner bei einem niedrigen beruflichen Status der Frau. Bei dieser Rollenteilung war eine Reduzierung der Erwerbstätigkeit auf Seiten des Partners in der Phase, solange die Kinder noch klein sind, wenig erwünscht (32%). Der reproduktive Bereich war aufgrund der Arbeitsteilung Sache der Frau, aber ohne den DDR-spezifischen Anspruch der reproduktiven Alleinentscheidung. Die Frauen setzten eher auf Aushandlungen,

scheinen sogar mehr von der Meinung ihrer Partner abhängiger zu sein (z.B. wenn es um ein weiteres Kind oder einen Schwangerschaftsabbruch ging) als Frauen aus dem Osten. Wir nannten diesen Fokus „Arbeitsteilung im Paar: Hausfrau und Mutter“.

Die reproduktive Kultur der höchsten Bildungsgruppen im Westen

Eine Reihe von Einstellungen und Verhaltensweisen hatten gemeinsam, dass sie auf eine Vermeidung einer frühen Festlegung zielten: die geringe Bedeutung einer frühen Bindung auf Dauer (auch wenn Treue noch zählte), von der Einstellung her wurden Partnerschaften nicht als Grundlage für eine Familie angesehen, Partnerschaften hielten kürzer und die Partnerschaftsbiografie war insgesamt wechselhafter, Heirat als Lebensereignis besaß eine geringe Verbindlichkeit. Erste Schwangerschaften in jungen Jahren wurden eher abgebrochen. Es wurden insgesamt mehr Verhütungsmittel ausprobiert und im Dienste der Suche nach der angemessenen Verhütung, Sexualität und Begegnungsform der Geschlechter wurde vieles erprobt. Auch der Kinderwunsch war veränderlich und eher situations- und partnerabhängig. Diesen Akzent haben wir als kulturelle Norm der „Selbstreflexion und Suche“ bezeichnet.

Einstellungen und Verhaltensweisen haben als ge-

meinsame Richtung die Ablehnung traditioneller Rollenvorstellungen, wie z.B. der (für den Westen relativ) hohe Anteil an (gewünschter und/oder praktizierter) (Voll-)Erwerbstätigkeit von Müttern und der geringe Anteil an Hausfrauen. Der Partner soll sich beteiligen: Er soll seine Berufstätigkeit reduzieren, solange die Kinder klein sind, meinten 72%. Die qualitativen Interviews ergänzen die hohe Bedeutung der diskursiven Aushandlung zwischen den Partnern und des Wunsches, ihn auch in anderen Bereichen zu beteiligen – auch bei der Verhütung. Diese Wertvorstellung wurde als „Egalitarität, Einbindung des Partners im reproduktiven Bereich“ gefasst.

Für alle drei exemplarischen Gruppen werden diese Muster erzeugt, abgefedert und aufrechterhalten durch die entsprechenden sozialstrukturellen Bedingungen: durch die Mutterschafts- und Arbeitsregelungen, Arbeitsmarktchancen für Frauen unterschiedlicher Qualifikation, Vereinbarkeitmöglichkeiten von Beruf und Familie, die Zeitökonomie, die Möglichkeiten einer partnerunabhängigen Absicherung der Frau und der Kinderbetreuung, aber auch durch das spezifische Verhältnis zwischen (erweiterter) Familie auf der einen Seite und der (politischen) Öffentlichkeit auf der anderen Seite und durch die Trennlinien zwischen Privatheit und Öffentlichkeit.

Tab. 2: Exemplarische reproduktive Kulturen mit ihren zentralen Werten

	<i>Ost (DDR)</i>	<i>West, niedrige Bildung</i>	<i>West, höchste Bildung</i>
Zentrale Werte	<i>Familienorientierung und pragmatische Akzeptanz des Gegebenen</i>	<i>Familie, Sicherheit und Ordnung</i>	<i>Selbstreflexion und Suche</i>
	<i>Die starke Frau im Sozialismus – doppelte Zuständigkeit</i>	<i>Hausfrau und Mutter – Arbeitsteilung im Paar</i>	<i>Egalitarität, Einbindung des Partners im reproduktiven Bereich</i>

Der Wandel reproduktiver Kulturen

Über den sozialen Wandel der Familie in Ost und West ist bereits viel und kontrovers diskutiert worden. Streitpunkt ist häufig, mit welchem Tempo und wie vollständig eine Veränderung (z.B. die „Individualisierung“) die Bereiche der Gesellschaft erfasst, und ob etwas als „Bruch“ oder als Fortschreibung einer längerfristigen Entwicklung, als Konvergenz, als bleibende Differenzen oder vielleicht als „Differenz in der Konvergenz“ zu bewerten ist. Der Gedanke, dass ein und dieselbe Entwicklung sehr unterschiedliche Züge tragen kann, wird selten beachtet; er tritt deutlicher hervor, wenn man die Veränderungen als einen Wandel der (unterschiedlichen) reproduktiven Kulturen

fasst. Ich möchte dabei – über unsere Studie hinausgehend – zwei historische Phasen in Augenschein nehmen: die Veränderungen in den 70er Jahren im Westen unter dem Stichwort „Pille und sexuelle Liberalisierung“ und die in den 90er Jahren im Osten unter dem Stichwort „Wende“. Was bedeuten bzw. bedeuteten diese Brüche für die reproduktiven Kulturen?

In den frühen 70er Jahren im Westen gab es mindestens zwei unterschiedliche reproduktive Kulturen: eine der Frauen in den Arbeiterfamilien und eine der bürgerlichen oder Mittelschichtfrauen. Zwei Untersuchungen von 1970 und 1971, beide im Auftrag der BZgA, zeigen eindrücklich, wie die Einführung der Pille und der Gedanke, Kinder zu

planen, Schwangerschaften abzubrechen, zusammen mit der Vorstellung einer „befreiten“ Sexualität mit den zentralen Werten der reproduktiven Kultur der Arbeiterfamilien zunächst kollidierten. Bei der Interpretation des Wandels wurde überwiegend von einem „Brückenkopfmodell“ ausgegangen: Die bürgerlichen Frauen waren die Vorreiterinnen in Sachen Pille und sexuelle Liberalisierung und nach und nach breitete sich das Muster auf die ganze Gesellschaft aus, bis heute fast alle Frauen irgendwann einmal in ihrem Leben für eine kürzere oder längere Zeit die Pille genommen haben. Aber das ist ungenau, wenn man den Prozess als Wandel reproduktiver Kulturen betrachtet.

Die Pille veränderte nämlich im Zuge ihrer Akzeptanz ihre Bedeutung. Sie wurde in zunehmendem Maß „praktisch“ und wurde damit erst im Laufe der Zeit anschlussfähig an die reproduktive Kultur des Arbeitermilieus. Die „Durchsetzung“ der Pille geschah so nicht nur unterschiedlich schnell, sondern unter kulturell-symbolischen Aspekten vor allem anders. Das heißt: Arbeiterfrauen Mitte der 70er Jahre nahmen eine anders symbolisch besetzte Pille als junge Mittelschichtfrauen Mitte der 60er Jahre. Die Veränderungen haben einen noch zentraleren Subtext: Die Veränderungen der 70er Jahre sind vor allem Veränderungen im Zugang zu qualifizierter Ausbildung und qualifizierter Arbeit für Frauen. Die ersten, die davon profitierten, waren Frauen der Mittel- und Oberschicht, später partizipierten alle Frauen davon - aber mit einem Fahrstuhleffekt, d.h. mit einer Veränderung in die gleiche Richtung unter Wahrung der sozialen „Abstände“.

Das Beispiel zeigt bei aller Reduzierung auf beispielhafte Aspekte, dass soziale Gruppen unterschiedlich von gesellschaftlichen Veränderungen affiziert werden und dass die gesellschaftlichen Neuerungen im reproduktiven Bereich einer Anschlussstelle in den reproduktiven Kulturen bedürfen, um als Veränderungen aufgegriffen zu werden und transformierend wirken können.

Nehmen wir den Osten der 90er Jahre und beschränken uns auf die Aspekte der reproduktiven Kultur. Wir haben in unserer Studie in einigen Bereichen Kontinuitäten, in anderen Veränderungen zwischen der Vor- und der Nachwendegeneration sehen können. In wiederum anderen Bereichen ist es zu früh, um Aussagen zu machen, weil die Nachwendegeneration noch zu jung ist. Dennoch möchten wir vor dem Hintergrund der Frage, auf welche kulturellen Voraussetzungen die Wende traf und welche Anschlüsse diese reproduktive Kultur bot, Beobachtungen vorstellen und Überlegungen entwickeln.

Zunächst lässt sich aus den qualitativen Interviews herausarbeiten, dass in Hinsicht auf die Kinderfrage Frauen aus den neuen Bundesländern die Wende weniger als Verschlechterung der Kinderbetreuungsmöglichkeiten wahrnahmen. Sie beklagten vielmehr den Verlust der Selbstverständlichkeit eines früher garantierten, sicheren biografischen Erwartungshorizonts, zu dem Familie selbstverständlich dazu gehörte. Damals (= vor der Wende), so heißt es wiederkehrend, haben Frauen z.B. gewusst: Es gibt Krippenplätze, man hatte seinen Arbeitsplatz sicher, heute dagegen sei das Leben unsicher, man wisse nicht, was auf einen zukommt, man müsse sich um alles bemühen und „rennen“, alles sei teuer etc., Ängste vor Arbeitsplatzverlust und sozialem Abstieg werden geäußert. Bei der Vereinbarkeitsfrage steht „Kind“ für eine Gefährdung der Lebensperspektive, ist „gleichzusetzen mit beruflichen Problemen, mit einem Karriereknick, mit sozialem Abstieg“.

Auch der zweite wichtigen Werte der reproduktiven Ost-Kultur, das Motiv der „starken Frau“, spielt eine Rolle. Es wurde als Motiv der sozialistischen rhetorischen Strategien von Prokop (1980) schon in den 70er Jahren beschrieben, ist aber vor allem auch im Selbstverständnis der Frauen selbst zu finden. Diese Motiv der „starken Frau im Sozialismus“ bietet nun eine Anschlussstelle für eine Transformation in ein Motiv der „starken Frau im Kapitalismus“ und schließt damit direkt an hochindividualisierte Werte der Selbstbehauptung, der Berufsorientierung von Frauen und der Überzeugung von der eigenen Leistungsfähigkeit an - auch an die Überzeugung, die Doppelbelastungen einfach zu schaffen. Insbesondere bei Wendegewinnerinnen finden sich Erlebnismotive und materielle Orientierungen; sie können den Verlust an Planungssicherheit mit der eigenhändigen Schaffung einer materiellen Sicherheit auffangen. Zu dem Motiv der starken Frau gehört aber auch dazu, weder sich von einem Mann abhängig machen, noch sich auf private Aushandlungen einlassen zu müssen, und Anspruch auf reproduktive Autonomie, inklusive eigener Entscheidung in der Kinderfrage, zu erheben. In dieser Hinsicht bietet die reproduktive Kultur des Ostens ein unbelasteteres Sprungbrett in die moderne Frauenrolle als die reproduktive Kultur des Westens, die sich stets von Traditionalisierungen abgrenzen muss und auf privates Aushandeln angewiesen ist.

Wir sehen so eine Konstellation, eine Anschlussstelle für eine moderne Version der Frauenrolle zu haben und mit der neuen biografischen Unsicherheit umgehen zu müssen. Dies hilft, die Veränderungen des reproduktiven Verhaltens als Strategien zu entschlüsseln, um mit den Veränderungen, insbesondere mit der neuen biografischen Unsi-

cherheit umzugehen. Solche Strategien sind: eine Absicherung der eigenen beruflichen und finanziellen Situation als Kompensation der aufgebrochenen biografischen Unsicherheit anstreben („Geld zur Seite legen“, Berufseinstieg abwarten); dies ist in der Regel mit einem Aufschub der ersten Geburt verbunden, oder die Wahl eines Berufs, bei dem man „nicht unbedingt volle Kanne arbeiten muss“. Jetzt heißt es: Ein Kind zu bekommen „sollte überlegt sein“. Die Alternative, kein Kind zu bekommen, wird nicht genannt, wohl aber die Beschränkung auf ein Kind oder

zwei Kinder, während unter den DDR-Bedingungen mehr Kinder in Frage gekommen wären. Die Möglichkeit der Hausfrauenehe mit einer finanziellen Absicherung durch den Ehemann ist jenseits des kollektiven Vorstellungshorizonts bzw. wird deutlich abgelehnt, eher wird die Möglichkeit einer staatlichen Zuwendung (Sozialhilfe) erwogen. Die Vereinbarkeitsfrage bekommt ihr besonderes Profil noch zehn Jahre nach der Wende über die kollektiv verankerte Vorstellung einer prinzipiell partnerunabhängigen ökonomischen Absicherung der Frau.

Tab. 3: Exemplarische reproduktive Kulturen mit ausgewählten Indikatoren

	<i>Ost (DDR)</i>	<i>West, niedrige Bildung</i>	<i>West, höchste Bildung</i>
<i>Mit 17 J. Wunsch nach Beziehungen für immer</i>	59%	53%	36%
<i>1. festen Partner geheiratet</i>	36%	40%	14%
<i>Heute: Eigene Kinder wichtig</i>	88%	83%	59%
<i>Anteil Abbrucherfahrung an allen jemals Schwangeren</i>	24%	11%	39%
<i>Ideal heute: Solange die Kinder klein sind...</i>			
<i>...sollte die Frau die Berufstätigkeit unterbrechen</i>	45%	63%	42%
<i>...sollte der Partner seine Berufstätigkeit reduzieren</i>	27%	32%	72%
<i>Anteil 35- bis 44-Jährige ohne Kinder</i>	6%	10%	47%
<i>Anteil voll-erwerbstätige Mütter</i>	51%	11%	21%
<i>Anteil Mütter als Hausfrauen</i>	3%	33%	10%
<i>Einstellung in der Jugend: Menstruation pos. Zeichen, Kinder bekommen zu können</i>	37%	34%	19%
<i>Anteil über 30-jähriger Frauen mit Erfahrung</i>			
<i>... mit Diaphragma</i>	0,2%	0%	19%
<i>... mit „natürlicher“ Verhütung</i>	28%	13%	38%

Tab. 4: Schematische Übersicht: Unterschiedliche Antwortkombinationen bei zwei zentralen Indikatorfragen

<i>Solange die Kinder klein sind....</i>	Akzent: Müttererwerbstätigkeit erwünscht	Akzent: Partner soll Erwerbstätigkeit reduzieren
<i>Frauen aus den neuen Bundesländern</i>	+	-
<i>Frauen aus den alten Bundesländern mit niedriger Bildung</i>	-	-
<i>Frauen aus den alten Bundesländern mit höchster Bildung</i>	+	+

Zusammengefasst: Reproduktive Kulturen werden von gesellschaftlichen Veränderungen unterschiedlich affiziert. Ihre soziale Situation ist davon unterschiedlich berührt, ihre kulturellen Muster bieten unterschiedliche Anschlussstellen, die transformiert werden können. Damit hinterlässt der Wandel unterschiedliche Spuren in den Segmenten der Gesellschaft, erzeugt Angleichungen, aber auch neue Ungleichheiten. Keine reproduktive Kultur ist unberührt, auch wenn (zunächst) keine Anschlussstelle für eine Transformation vorhanden ist und der Wandel das kulturelle Muster nicht ändert. Das Konzept, dass die einen schneller, die anderen langsamer von dem Wandel erfasst werden, geht von einer hegemonialen Vorstellung einer Avantgarde und einer zurückgebliebenen Region („cultural lag“), die noch nachziehen wird, aus. Dies lässt die zeitgleiche, aber differentielle Wirkung des Wandels in den einzelnen Segmenten der Gesellschaft nur unzureichend erkennen.

Ich möchte noch eine weitere Frage an den Vergleich des Wandel im Westen der 70er Jahre und im Osten der 90er Jahre stellen: Wie deuten die Frauen selbst diese Wandlungsprozesse? Welche Begriffen verwenden und welche impliziten Theorien haben sie?

Der Wandel im Westen der 70er Jahre wird vor allem in den Kategorien der Rebellion, des Aufbruchs und der Befreiung beschrieben und der Frauenbewegung als einer politischen Bewegung eine große Rolle zugeschrieben. Die Veränderung kommt von innen, über eine Erkenntnis der Unterdrückung. Die zentralen Motive sind die Abgrenzung von den Müttern bzw. von der traditionellen Hausfrauenrolle und der Geschlechterkampf; auf dem Spiel steht nicht weniger als die Individuation, die Entdeckung des „Eigenen“. Der Begriff der Emanzipation weist auf das Verständnis „Ausgang aus der Unmündigkeit“ hin. In der Selbstdeutung ist es ein Kampf um einen eigenen Raum, gegen eine Einengung. Biografische Unsicherheit ist gewollt, sie eröffnet die Möglichkeit eines eigenen Raumes.

(Traditionelle) biografische Sicherheit gerät unter den Verdacht einer schnellen Vereinnahmung.

Kritische Stimmen haben darauf hingewiesen, dass die entscheidenden Veränderungen bereits in der Generation der Mütter der frauenbewegten Töchter stattgefunden haben und dass es durchaus einen Konsens zwischen Müttern und Töchtern gab, mögen die Töchter es anders und besser machen als die Mütter – das Deutungsmuster der Töchter-Rebellion ließe sich also durchaus kritisch überprüfen.

Der Wandel im Osten der 90er Jahre wird anders wahrgenommen: als eine von außen, durch das Beitreten, Wiedervereinigen, durch eine feindliche Übernahme, den Mauerfall, die Wende oder wie auch immer es genannt werden soll bewirkte Veränderung. Die zentralen Motive sind der (positiv oder negativ bewertete) Verlust der alten Ordnung. Weder geht es darum, sich von der Mutter abzugrenzen – im Gegenteil, mit der Leistung der Vereinbarung von Beruf und Familie hat die Mutter keineswegs ein Image, gegen das man sich abgrenzen muss –, noch ist das Thema des Geschlechterkampfes akut oder emotional nachvollziehbar. Biografische Unsicherheit muss abgearbeitet werden.

Für uns sind solche Überlegungen wichtig, nicht nur um die Beforschten besser zu verstehen, sondern auch um zu reflektieren, wo und wie wir selbst nicht überprüften impliziten Theorien des Wandels nachhängen, die als Deutungsmuster historischer Prozesse ihrerseits Produkt gesellschaftlicher Veränderungsprozesse sind. Für die Weiterentwicklung der Maßnahmen im Bereich der Familienplanung bleibt der Rat, eine differenzierte und auf spezifische Segmente der Gesellschaft gerichtete Diskussion darüber zu führen, wo übergreifender sozialer Wandel spezifische Be- oder Entlastungssituationen erzeugt und wie die Betroffenen im Rückgriff auf die Muster ihrer reproduktiven Kultur diese Veränderungen zu verarbeiten versuchen, dabei ihre Muster der Familienplanung verändern und so auch ihre reproduktive Kultur transformieren.

Tab. 5: Implizite Theorien des Wandels

	<i>West - 70er Jahre</i>	<i>Ost - 90er Jahre</i>
Motive	Erkämpfte Emanzipation	Aufgezwungene Wende
Abgrenzung	Abgrenzung von der Mutter (Mutter = Hausfrau)	Mutter bleibt Vorbild (Mutter = starke Frau)
Implizite Theorie	Wandel kommt von innen Befreiung von einengenden Bindungen	Wandel kommt von außen Verlust (auch) positiver Bindungen
	Biografische Unsicherheit als Option	Biografische Unsicherheit als Verunsicherung

Literatur:

Geissler, B.; Oechsle, M. (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studien Verlag

Burkart, G.; Kohli, M. (1992): Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie. München/Zürich: Piper

Prokop, U. (1980): Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt: Suhrkamp

Seidenspinner, G.; Keddi, B.; Wittmann, S.; Gross, M.; Hildebrandt, K.; Strehmel, P. (1996): Junge Frauen heute – Wie sie leben, was sie anders machen. Opladen, Leske + Budrich



Prof. Dr. Kurt Starke

Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung der Gesellschaft für Sexualwissenschaft e.V. Leipzig

Reproduktive Kulturen in Ost und West – Kinder und Kinderlosigkeit

17 ergänzende Anmerkungen zum Thema – Weitere Ergebnisse der Studie „frauen leben“

1 Das Thema Familienplanung, zu dem schon so viel geforscht und geschrieben wurde, kann nicht abgehakt werden. Vielmehr gewinnt es neue Brisanz, und zwar auf gesellschaftlicher wie individueller Ebene. Die gesellschaftliche Brisanz ergibt sich in erster Linie aus einem absoluten und relativen Rückgang der deutschen Bevölkerung, wenn sich das Reproduktionsverhalten nicht verändert

(Schmid 1999). Dazu gesellen sich quantitative Unausgewogenheit der Generationen, großer Generationenabstand, Disproportion in der Sozialstruktur, Abbrüche der Generationsfolge, insbesondere in bestimmten städtischen Schichten: Das kinderlose Singledasein als das luxuriöse Ende der Familiengeschichte.

Auf individueller Ebene besteht die Brisanz nicht so sehr darin, dass ein beachtenswerter Teil der Menschen von Anfang an nicht auf Kinder und Familiengründung hin sozialisiert wird, sich keine Kinder wünscht und Kinder nicht als Faktor des eigenen Lebensglücks betrachtet, sondern dass ein Kinderwunsch besteht, dieser aber in der Biografie nicht realisiert wird.

2 Ein bedeutender Teil der von uns interviewten Frauen identifiziert sich nicht mit der Kinderlosigkeit bzw. der Anzahl bisheriger Kinder. 52% hätten gern mehr Kinder als sie gegenwärtig haben. Ist dies bei den jüngeren Frauen noch als Zeichen für eine familienplanerische Zukunftszugewandtheit zu bewerten, so ist dies insbesondere bei den Frauen über 40 ein meist nicht mehr auszugleichendes Defizit, das sie als solches erkennen und benennen. Immerhin 68% der 35- bis 39-jährigen kinderlosen Frauen und noch 58% der kinderlosen 40- bis 44-Jährigen hätten gern Kinder.

Diese Diskrepanz, die sich in unserer Untersuchung deutlich zeigt und die im Forschungsteam auch zu erheblichen Diskussionen geführt hat, kann auf die Dauer weder individuell noch gesellschaftlich verdrängt werden. Dabei kann es freilich nicht darum gehen, einen neuen Mutterkult zu installieren und insbesondere die kinderlose Frau zu diskriminieren. Die Freiheit zur eigenen Lebensplanung, das Wunschkind statt des Zwangs- oder Zufallskindes sind hohe kulturelle Werte, und solange mal die einen, die Kinderreichen, mal die anderen, die Kinderlosen belächelt, verspottet, verachtet, diskriminiert werden, kann das Problem nicht als normativ gelöst betrachtet werden (Starke 1997 und 1999).

3 Wir leben in einer Zeit großer Beliebigkeit, konsumtiver Diversifikation und liberalistischer Austauschbarkeit, die stärker und stärker in den Bereich der individuellen Beziehungen drängt. Es entkoppeln sich Ehe und Familie, Ehe und Sexualität, Liebe und Sexualität, Sexualität und Fortpflanzung, Partnerschaft und Kinderkriegen, Partnerbeziehungen und Zusammenleben. Der ideale Partner wird sehr einzeln gedacht: Als Spielgefährte auf Zeit oder als Kommunikant oder als Freund oder als Lebensgefährte oder als leidenschaftlicher Lover oder als treuer Ehemann oder als Freizeitamüsant oder als Vater der eigenen

Kinder. Ein Partnersplitting ist dann die Lösung. Einerseits. Andererseits wird alles zusammengedacht: Du bist mein ein und alles. Von der Fragmentierung zur Ganzheit. Mit einem Papi oder einem künftigen Papi im Bett zu liegen tört dann nicht ab, sondern gar an. Ein Kind wird als das schönste Bekenntnis der Liebe zueinander betrachtet. Das sagen in unserer Untersuchung immerhin 45% der Frauen auf Skalenplatz 1 des 6stufigen Antwortmodells und weitere 20% auf Platz 2.

4 In den Biografien der von uns interviewten Frauen finden sich erhebliche Ost-West-Unterschiede. Sie fallen besonders bei den älteren Frauen auf, sind aber teilweise auch bei jüngeren Frauen noch vorhanden. Die Lebensentwürfe der Frauen sind im Osten insgesamt einheitlicher, im Westen differenzierter.

Die ostdeutschen Frauen gingen, das ist aus unseren Partnerstudien bekannt (Friedrich/Förster/Starke 1999, S. 396ff.), früh feste Partnerbeziehungen ein. In den jugendlichen Liebesbeziehungen kam es schnell zu sexuellen Kontakten einschließlich Geschlechtsverkehr. Virginität wurde weder als Makel, noch als Erfolg, noch als irgendetwas besonderes bewertet, das es für sich genommen zu bewahren gelte. Die Sexualität hatte sich von der Institution Ehe, nicht aber von der Liebesbeziehung gelöst. Die Ehe wurde aber auch nicht als störend betrachtet: Es wurde früh geheiratet, im Schnitt 4 Jahre früher als im Westen und als jetzt. Über 99% wünschten sich Kinder, und die kamen dann auch bald, meist zwei. Mutterschaft und Beruf galten – bei allen kognitiven und emotionalen Dissonanzen im einzelnen – als vereinbar, auch für Akademikerinnen, auch für Studentinnen, teilweise auch schon für Schülerinnen. In den 80er Jahren hatten gegen Ende ihres Studiums 40% der Studentinnen eigene Kinder zu versorgen. Die Pille war das dominierende Verhütungsmittel. Nahezu alle Frauen hatten meist unreflektierte Erfahrungen damit. Abbrüche, grundsätzlich in Kliniken vorgenommen, waren relativ häufig – etwa jede vierte Schwangerschaft endete mit einem Abbruch. Der Abbruch wurde nicht weiter problematisiert, vor allem öffentlich nicht (Stumpe/Weller 1995).

Das Leben der Frauen im Westen verlief dagegen in weit mehr Varianten, auch und vor allem in Bezug auf die Familienplanung. Haben von den 35- bis 44-jährigen Frauen in unserer Untersuchung im Osten nur 6% keine Kinder – meist ungewollt – dann sind es im Westen 27% – meist gewollt – in der Stadt sogar 42%.

5 Der Ost-West-Unterschied wird teilweise vom Stadt-Land-Unterschied überlagert. Während er im

Osten meist klein oder gar nicht vorhanden ist, ist er im Westen erheblich. Das führt in einigen Verhaltensbereichen dazu, dass die Landfrauen im Westen den ostdeutschen Frauen ähnlicher sind, als den Stadtfrauen im Westen. Die großen Differenziertheiten, die erheblichen Freiheitsgrade und auch reproduktive Dissonanzen betreffen vor allen Dingen Frauen im westlich-städtischen Milieu, und meist nur Frauen einer bestimmten städtischen Schicht, und zwar einer höheren.

6 Die von uns befragten Frauen sind sich nicht im geringsten darüber einig, ob sich eine Frau ihren Kinderwunsch auch unabhängig von einer festen Partnerbeziehung erfüllen sollte. Sofern es gar keine andere Möglichkeit gibt, sind die einen letztlich dafür, die anderen aber nicht. Die Entscheidung hängt interessanterweise weniger von der Partnersituation ab, auch weniger von anderen soziografischen Gegebenheiten. Sie hängt vielmehr von der Stärke des Kinderwunsches und generell davon ab, ob Frauen Kinder in ihrem Leben für wichtig halten. Zugleich ist das Ja zum Kinde in einer solchen Situation ein Votum für ein freies, partnerunabhängiges Entscheidungsrecht der Frauen im Sinne einer „reproduktiven Autonomie“ (siehe Abschlußbericht des Projektes). Kinder ohne (oder trotz) Mann ist mehr Ostmodus. Partnerabhängigkeit infolge eines Kindes mehr Westmodus.

7 Bereits zu DDR-Zeiten wurden – trotz der frühen Eheschließungen – um die 40% der Kinder von ledigen Müttern geboren. Dieser Anteil hat sich nach der Wende erhöht. In Leipzig überschritt er 1995 die 50%-Grenze und generell in den neuen Bundesländern im Jahre 1999. In den alten Bundesländern sind es nur 16%. Wie ist dies zu erklären? Nicht mit einer Partner- und Männerfeindlichkeit, auch nicht damit, dass die Absenz einer festen Partnerbeziehung als ideal für Kinder betrachtet würde. Die Nutzung staatlicher Förderleistungen durch offiziellen Alleinerziehungsstatus gilt auch für den Westen und kann wohl nicht der Hauptgrund für den Ost-West-Unterschied sein. Vielmehr hängt er wesentlich mit der Konnotation der Eheschließung zusammen.

8 Die Bedeutung der Eheschließung im Lebenslauf der Frauen und des Verheiratetseins ist einer der essentiellen Ost-West-Unterschiede, die unsere Studie enthüllt. Diese Bedeutung ist im Westen anders und viel höher als im Osten, auch wenn im Westen in den letzten Jahrzehnten „sinkende Attraktivität und Bedeutungswandel der Institution Ehe“ zu verzeichnen sind (Peuckert 1999, S. 44) und von dem gemeinsamen Trend in Ost und West gesprochen werden kann, dass die Liebesbeziehung über die Ehe gestellt wird und Kinder mehr als Ehe bedeuten.

Im Westen sind – für eine bestimmte Biografie typisch – Kinderkriegen, Ehe und Aufgabe des Berufs miteinander verbunden. Nimmt man den Familienstand und die aktuelle Berufstätigkeit (die vor der Wende noch höher war), dann sind von den verheirateten Müttern im Osten 53% ganztätig berufstätig, im Westen aber nur 12%.

Es ist dabei wohl nicht die Eheschließung als solche, der herausragende Bedeutung zukommt, sondern die Tatsache, dass bei Schwangerschaft Frauen im Westen viel häufiger als im Osten heiraten (bzw. geheiratet haben), um den für sie adäquaten Rahmen für das Kind zu haben, und zugleich geben sie mit dem ersten oder spätestens zweiten Kind ihren Beruf für eine längere Zeit oder ganz auf. Für diese Frauen ändert sich damit die gesamte Lebenssituation. Im Osten markiert die Eheschließung dagegen nicht eine solche Zäsur oder nicht so sehr oder anders.

Dass die Eheschließung im Osten nicht die gleiche Funktion und die gleichen Folgen wie früher und wie teilweise im Westen ausfüllt, hat vielfältige Ursachen: die Berufstätigkeit der Frau und die damit verbundene ökonomische Unabhängigkeit vom Mann; den Funktionsverlust der Ehe als Versorgungsinstitution für die Frau; eine veränderte Stellung der Frau in der Paargruppe und in der Gesellschaft und auch ein verändertes Selbstbewusstsein der Frau, das Vertrauen in die gegebene Partnerschaft auch ohne Trauschein souverän einschließt; die gesetzliche Entdiskriminierung von ledigen Müttern.

Für gravierend halte ich auch die Säkularisierung. Der Anteil derjenigen, die sich einer Konfession zuordnen, ist im Osten zwar jetzt etwas höher geworden, aber noch erheblich niedriger als im Westen. Insgesamt bezeichnen sich in unserer Studie im Osten 81% der Frauen als konfessionslos, im Norden aber nur 30% und im Süden gar nur 11%.

9 Der legendäre Zweikinderwunsch im Osten, wie er sich auch in unserer Studie zeigte – er bildete sich schon in früher Kindheit heraus und war äußerst stabil. Intervallstudien der Leipziger Jugendforschung, an denen ich beteiligt war (Friedrich/Förster/Starke 1999), ergaben, dass kaum eine Einstellung so reliabel war, wie dieser Kinderwunsch, nicht die Religion, nicht die politischen Grundüberzeugungen, nicht der Berufswunsch und selbst die sexuelle Orientierung nicht.

1989 kamen andere Umstände, aber die Frauen bekanntlich nicht mehr in selbige, jedenfalls nicht mehr so oft. Die Geburtenrate fiel 1991 um 40%, 1992 nochmals um 19%. Das war der höchste Fall

der Geburtenrate, der je beobachtet wurde. Wo 1990 fünf 10jährige Kinder standen, sind es heute nur zwei, mit all den Folgen für Familien, Kindergärten, Schulen, Hochschulen – auch für die Betriebe, an deren Pforten in nächsten Jahren weit weniger ostdeutsche Jugendliche anklopfen werden.

Zugleich ist es im Osten zu erheblichen Differenzierungen gekommen. Die einen wollen gar keine Kinder, die anderen drei, vier und mehr. Die einen haben, so kann man kommentieren, keinen Platz für Kinder in ihrem Leben, und kein Zeitpunkt erscheint ihnen günstig für die Geburt eines Kindes. Die anderen setzten voll auf Kinder und nur auf sie. Die einen nutzen die Option, sich nahtlos für die berufliche Karriere entscheiden zu können, die anderen träumen von der hauptberuflichen Mutterschaft. Die einen setzen auf das Ich und nur auf das Ich, die anderen träumen dem Wir hinterher. „Einem kleineren, aber wachsenden Teil der Bevölkerung, der nicht heiratet und keine oder nur wenige Kinder bekommt, steht ein schrumpfender Bevölkerungsteil gegenüber, der sich für Ehe und Kinder entscheidet“ (Peuckert 1999, S. 298).

Inzwischen ist zwar in den neuen Bundesländern wieder ein leichter Geburtenanstieg zu verzeichnen. In vielem handelt es sich dabei allerdings lediglich um die Erfüllung eines aufgeschobenen Kinderwunsches. In der Stadt Leipzig hat das dazu geführt, dass die Zahl der Erstgebärenden über 30 Jahre erheblich zugenommen hat und größer als vor der Wende ist (Kinder- und Familienbericht der Stadt Leipzig, 2000) Die demografischen Defizite werden damit allerdings nicht ausgeglichen, und sie führen, selbst wenn die Reproduktionsquote in den nächsten Jahren höher würde, zu einem erneuten Einschnitt im Lebensbaum der Bevölkerung, nämlich dann, wenn die geburtenschwachen Jahrgänge 1990ff. ins gebärfähige Alter kommen.

10 Das Wendejahr 1989 und die deutsche Einheit haben – wie eben am dramatischen Fall der Geburtenrate gezeigt – zu erheblichen Veränderungen im Leben ostdeutscher Frauen geführt.

Die Studentin mit Kind verschwand als sozialer Typus so schnell wie die arbeitslose Mutter erstand. Die Frauenarbeitslosigkeit ist im Osten heute wesentlich höher als im Westen, wenngleich immer noch relativ mehr Frauen im Osten als im Westen arbeiten. Rund vier Fünftel der Frauen verloren ihren bisherigen Arbeitsplatz, mussten sich beruflich neu orientieren und sahen dies durchaus als interessante Chance. Das durchschnittliche Einkommen der Ostdeutschen ist erheblich niedriger als das der westdeutschen, sie

sind materiell ärmer. Insbesondere durch Arbeitslosigkeit aber auch durch unterschiedliche berufliche Karrieren wurden Partnerschaften asymmetrisch. Infolge räumlicher Trennungen flogen Familien auseinander. Partnerbeziehungen wurden generell später eingegangen, um die Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt nicht zu gefährden oder andere Lebenschancen auszuprobieren. Die Kontrazeption wurde sorgfältiger gehandhabt: Nur ja keine Schwangerschaft jetzt.

Dies alles spiegelt sich auch in unserer Studie „frauen leben“ wider. Es zeigte sich übrigens schon bei der Organisation der Interviews. Einige Frauen aus dem Osten wollten nicht teilnehmen und begründeten dies fast schuldhaft damit, dass die bisherige Normalität nicht mehr zeitgemäß sei: „Ich habe doch zwei Kinder, immer noch denselben Partner und will berufstätig sein. Wenn soll das interessieren. Das paßt doch gar nicht mehr in die Zeit.“

11 Wie ist die Entwicklung nach der Wende zu beurteilen? Welche Maßstäbe sind anzulegen? Reichen bisherige Theorien, Denkmuster vorwiegend aus einer anderen Kultur, aus? Ich denke, dass die Frage schon längst nicht mehr darin besteht, wie der Osten jetzt dem Westen damals gleich wird. Das Interpretationsschema von der nachholenden Modernisierung, das den Westblick auf die Ostwirklichkeit legt, ist ein Muster ohne Wert und inzwischen reines Gewäsch. Forschungen komplexer Art wie „frauen leben“ können sowieso nicht bloß Magd einer Theorie oder einer Hypothese sein, nicht nur deshalb, weil sie auf praktischen Nutzen angelegt sind. Vielmehr verlangen sie eine theoretische Offenheit gegenüber dem Material, die Bereitschaft, die Befunde theoretisch und ideologisch unbefangen zu betrachten und den Mut, sich aus vollendeten Sprachkonstruktionen, die keinen Freiraum für wirklich Neues oder neues Wirkliche mehr lassen, ins Ungefasse zu begeben und das scheinbar Unfassliche begrifflich und interpretatorisch fassbar zu machen. Schaut man in den Forschungsbericht von „frauen leben“, dann wird man genau diesen Prozess wiederfinden.

Die Entwicklung in den letzten 10 Jahren hat eine Eigendynamik gewonnen. Die junge Frauengeneration, das zeigt unsere Untersuchung klar, geht in Ost und in West ihren eigenen Weg, der sich teilweise von dem der älteren Generation unterscheidet. Die jüngeren finden ihre eigene Antwort auf die Herausforderungen der Zeit und haben ihren eigenen Zugang zu Liebe, Partnerschaft, Sexualität, Familie, Kinderkriegen, Fruchtbarkeit. Zugleich wirken bestimmte Traditionen nach, im Osten zum

Beispiel das Zusammendenken von Liebe und Sexualität, von Partnerschaft und Kind, von Beruf und Mutterschaft, Vorstellungen, die auch im Westen geteilt werden und in denen sich Ost und West heute kaum noch unterscheiden. Genauso wenig wie in Bezug auf einen allgemeinen Zukunftsoptimismus.

12 Die Zufriedenheit mit der Familienplanung erweist sich in unserer Studie als ein herausragendes Element der Lebensgestaltung. In sie geht allerdings mehr ein als Kinderzahl und Identifikation mit der Kinderzahl. Diese Zufriedenheit hängt auch mit der Zufriedenheit in anderen Bereichen zusammen (Beruf, Partnerschaft, Sexualität) und ist Teil und Ausdruck einer generellen Lebenszufriedenheit.

Zugleich ist nicht zu übersehen – und damit komme ich auf eine Aussage von Punkt 1 zurück – dass ein Teil der kinderlosen Frauen, insbesondere die, die gern Kinder hätten, in eben diesem Sinne weniger lebenszufrieden sind als kinderlose Frauen, die keine Kinder haben möchten und insbesondere als Frauen, die Kinder haben und mit der Kinderzahl zufrieden sind.

Insbesondere dann, wenn sich die Frauen mehr Kinder wünschen, als sie haben, sinkt der kumulierte Zufriedenheitsindex, er ist besonders niedrig bei den Kinderlosen, die sich ein Kind wünschen, und am niedrigsten bei den Kinderlosen mit Abbrucherfahrung. Dagegen sind diejenigen, die die erste Schwangerschaft austragen konnten, lebenslang besonders glücklich, vor allem natürlich dann, wenn sie ihrem Kinderwunsch entsprach. Das Problem der sogenannten Teenager-Schwangerschaften ist ein soziokulturell gemachtes, das auf die Schultern dieser Schwangeren und ihren Familien geladen wird. Es ist, von Ausnahmen abgesehen, einfach zu lösen: Die Schwangerschaft austragen und sich über das Kind freuen.

Für die Familienplanungs- und Lebenszufriedenheit insbesondere der schon älteren Frauen unserer Studie ist die Qualität der Partnerbeziehung und der Partnerstatus von erheblicher Bedeutung. Die partnerlosen Frauen sind im Durchschnitt weniger zufrieden. Die (glückliche) Beziehung relativiert andere Unzufriedenheiten oder kompensiert sie (auch bei Kinderlosigkeit). Besteht mit dem Partner Einvernehmen im Kinderwunsch und in der Kinderzahl, dann ist der Zufriedenheitsindex besonders hoch. Das ist ein eindeutiges Ergebnis unserer Untersuchung.

13 Kinder werden individuell zur Existenzsicherung der Familie und speziell als Altersvorsorge

nicht benötigt, ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten und zu anderen Gesellschaften. Kinder sind in der modernen Industriegesellschaft für potentielle Eltern ökonomisch wertlos oder sogar eine Belastung, meist eine lebenslange. Personen mit Kindern können für sich weniger Geld ausgeben als Personen ohne Kinder. Familien mit Kindern, insbesondere sogenannte Alleinerziehende geraten eher in Armut als kinderlose.

Kinder bedeuten eine Festlegung für immer, mehr noch als die Partnerwahl oder (heute) die Berufswahl. Kinder binden und machen verantwortlich. Sie schränken Freiheitsgrade ein. Die Welt der Arbeit verlangt aber Flexibilität. Das ist das Dilemma.

Die bunten Möglichkeiten der Lebens- und Erlebensgestaltung einerseits, die Gewöhnung an das Für-sich-Verantwortlichsein (das Nur-Für-sich-Selbst-Verantwortlichsein) andererseits und vor allem die Drücke der Arbeitswelt lassen es nicht opportun erscheinen, sich ein Kind anzutun.

Kinder machen zudem alt. In Zeiten der Juvenilisierung ist es schrecklich, alt zu werden. Da scheint es besser für die Heranwachsenden, zu bleiben, was sie sind: jung. Die Welt der Medien, der Werbung, der Erlebnisparks, der Models, des Design setzt auf Verkindlichung und nicht auf Weisheit, auf gestylte Jungerotik oder unerotisch Androgynes blasser Mädchen, nicht auf alternde Mütterlichkeit und Väterlichkeit.

Es ist jedenfalls nicht verwunderlich, wenn Kinder keinen Platz in der Lebensplanung finden. Eher ist schon verwunderlich, dass Kinder gewünscht, gewollt, geplant und sogar gezeugt und geboren werden. Es muss dafür gute Gründe geben, bewusste und unbewusste. Dazu im folgenden ein Beispiel aus unserer Studie „frauen leben“: Assoziationen zum Begriff „Kinder“.

14 Was verbinden Frauen mit dem Begriff „Kinder“? In welchem Maße ist dieser Begriff positiv konnotiert? Gibt es Frauen, für die „Kinder“ einen schlechten Klang hat? Wird in bezug auf Kinder auch oder zuerst an Probleme gedacht? Welche inhaltlichen Dimensionen haben Kinder in den Empfindungen der Befragten? Was bedeuten Kinder in erster Linie für sie?

Um dem näher zu kommen, haben wir in das Interview einen kleinen Assoziationstest eingebaut, ein Verfahren, das sich zur Abbildung emotionaler Präferenzen und von wertenden Bezügen eignet (Starke/Friedrich 1984, Starke/Starke 1994). Fragetechnisch handelt es sich dabei nicht um eine geschlossene, sondern um eine offene Frage, die zur freien Assoziation anregen soll.

Die Frauen sollten einfach drei Worte nennen, die ihnen spontan zum Thema „Kinder“ einfallen. Typische Äußerungen sind: *Freude, Glück, Zufriedenheit; das größte Glück der Erde; Lebensfreude, Spontaneität, Liebe; Freiheitsbeschränkung, Verantwortung, nicht notwendig; Stress, Lebensaufgabe, schön; Lachen, Spielen, Weinen; das Schönste, was es gibt.*

Bei aller Vielfalt - insgesamt sammelten sich 916 verschiedene Assoziationen an - werden einige Wörter bevorzugt genannt. Das am häufigsten gewählte Einzelwort ist Freude. 467 Frauen (= 32% aller 1468 befragten Frauen) haben dieses Wort spontan geäußert. Eine solche Häufung ist bei einer offenen Frage, die ja unendlich viele Möglichkeiten der Antwort zulässt, sensationell. Nähme man noch Wortkombination (wie Lebensfreude, freut mich) hinzu, würde sich der Anteil noch erhöhen. Am zweithäufigsten wird Liebe spontan assoziiert, und zwar von jeder vierten Frau (25%). Dann folgt mit 266 Nennungen (18%) *Glück. Spaß, Leben, Verantwortung, Familie, Stress, schön, Arbeit, Zukunft, Lachen, Sorgen, Geborgenheit, Fröhlichkeit* schließen sich in dieser Reihenfolge an. Die genannten 14 Wörter machen 63% der 3974 Nennungen aus.

Die Assoziationen konzentrieren sich also auf wenige Wörter bzw. wenige inhaltsgleiche Äußerungen, oder - anders gesagt - das Thema „Kinder“ löst bei vielen Frauen gleiche oder ähnliche Emotionen aus. Bei aller Vielfalt und Vielschichtigkeit finden sich klare Präferenzen, die das Verhältnis zu Kindern bestimmen - trotz unterschiedlicher persönlicher Betroffenheit und unterschiedlichster Lebenserfahrungen. Das Thema Kinder hat ganz offensichtlich emotionale Invarianzen, die soziokulturellen Standards entsprechen.

Insgesamt zeigt sich, dass emphatisch-affirmative Äußerungen überwiegen. Die Worte, die den befragten Frauen zu „Kinder“ spontan einfallen, sind global und überwiegend bejahend bis euphorisch. Sie zeugen von einem hohen Grad an Sensitivität in bezug auf Kinder. Stellt man emotional positiv geladene Wörter (Freude...), relativ neutralen Wörtern (Verantwortung, Arbeit, Anstrengung, Alter, Gesundheit, Partner, Beruf...) und eher negativen Wörtern (Stress, Ärger, Einschränkung, Abhängigkeit, Angst...) gegenüber, dann ergibt sich ein Verhältnis von 82:11:7. Kinder sind für die allermeisten Befragten ein positiver, vitaler Wert. Sie werden mit den größten Gefühlen wie Liebe und Freude verbunden. Sie sind ein bestaunenswerter Bestandteil des eigenen Lebensglücks: *Kinder sind wie ein Wunder.*

15 Wenn Kinder so ein hoher Lebenswert sind und wenn ein starker Kinderwunsch besteht, dann ist die Frage zwingend, warum sich Frauen ihren Kinderwunsch eigentlich nicht erfüllen. Frauen direkt zu fragen, ist reichlich abenteuerlich, weil von vornherein davon ausgegangen werden muss, dass die Antworten Rationalisierungen darstellen. Dennoch zeigen solche subjektive Angaben, welche Hindernisse empfunden werden. Dabei ist es ein günstiger Umstand, dass Frauen (oder Männer oder Paare), viel besser Gründe artikulieren können, die gegen ein Kind sprechen, also solche, die für eins sprechen, was zweifellos damit zusammenhängt, dass die Entscheidung für ein Kind weit stärker ein irrationaler Vorgang ist als die gegen ein Kind.

Die Frauen, die gern mehr Kinder hätten, als sie gegenwärtig haben, wurden gefragt, ob es konkrete Hindernisse dafür gäbe, dass sie nicht so viele Kinder haben, wie sie sich idealerweise vorstellen. 47% dieser Frauen, also knapp die Hälfte, beantwortet diese Frage mit ja. 53% meinen, die endgültige Kinderzahl sei noch offen. Logischerweise finden sich dabei gewaltige Unterschiede nach dem Alter und – eng damit verbunden – nach der bisherigen Kinderzahl (und folglich auch nach Stadt-Land und Ost-West). Sehen 10% der 20- bis 24-Jährigen konkrete Hindernisse, so sind es bei den 40- bis 44-Jährigen 96%. 26% der kinderlosen Frauen, aber 66% der Frauen mit einem und 80% der Frauen mit zwei Kindern, meinen, dass es konkrete Hindernisse gäbe. Auch die aktuelle soziale Situation beeinflusst das Antwortverhalten. Frauen mit niedrigem Einkommen und ökonomisch schwachen Elternhaus haben genauso wie arbeitslose (aber auch beruflich gefährdete oder beruflich stark gebundene) häufiger gesagt, es gäbe konkrete Hindernisse, die dazu führen, weniger Kinder zu haben, als eigentlich gewünscht. Typische Antworten sind: *der richtige Partner fehlt; Einkommen reicht nicht aus; heutige Zeit macht es unmöglich; berufliche und finanzielle Situation; ich bin einfach nicht schwanger geworden; arbeitslos, unsicher; Angst, es nicht zu schaffen; unsichere, angstmachende Gesellschaft; Wende, sonst hätte ich alle Kinder ausgetragen; krankheitsbedingt; zu spät.*

Obwohl die Nennungen naturgemäß sehr bunt sind, konzentrieren sich die Argumente gegen ein Kind bzw. gegen ein weiteres Kind auf wenige Sachverhalte. Als erstes werden finanzielle Gründe genannte, immerhin von jeder 4. Frau, von jüngeren häufiger als von älteren. Dichtauf folgen berufliche Gründe. Insbesondere stehen die Anforderungen der beruflichen Tätigkeit dahinter, die einem (weiteren) Kind entgegenstehen. Dann

folgen drei körperlich-medizinische Gründe: Krankheit oder gesundheitliches Risiko, das eigene Alter (die jüngeren fühlen sich noch zu jung, die älteren schon zu alt) und verminderte oder Unfruchtbarkeit (darunter zu einem Viertel auch die des Mannes). Immerhin 15% dieser Frauen verweisen auf Fruchtbarkeitsprobleme. Sodann kommen Hinweise auf die Partnerschaft: Entweder der richtige Mann war oder ist nicht vorhanden (15% der Frauen) oder die Partnerbeziehung ist problematisch (7%) oder der Partner will kein Kind oder kein weiteres Kind (6%). 12% der Frauen verweisen auf die Gesellschaft, 4% auf schlechte Wohnverhältnisse, 4% auf die eigenen Kinder. Immerhin 7% äußern Angst und Unsicherheit. 3% meinen, sie wollen ihre Freiheit nicht aufgeben. Neben gesundheitlichen Problemen und verminderter Fruchtbarkeit sowie der Partnersituation sind es also vor allem finanzielle und berufliche Gründe, die gegen (weitere) Kinder vorgebracht werden.

So wichtig diese Gründe im einzelnen auch sind, sie vermögen nicht den individuellen und gesellschaftlichen Kontext zu erfassen, der zu Kinderwunsch und Kinderkriegen führt, vor allem die damit zusammenhängenden unbewussten Prozesse nicht. Dies bedeutet beiläufig, dass eine einzelne staatliche Maßnahme, zum Beispiel die Erhöhung des Kindergeldes, nicht allein, nicht direkt, nicht bei allen und nicht dauerhaft eine Erhöhung der Geburtenrate bringt, so schön und wichtig eine solche Maßnahme auch sei. Aber die einzelne Maßnahme kann den normativen Kontext lockern.

Sofern es überhaupt als wichtig betrachtet wird, ob Kinder geboren werden oder nicht, und sofern diese Wichtigkeit auch eine Neigung zu Konsequenzen fördert, wäre in größeren historischen Bögen und in sehr komplexen Zusammenhängen zu denken. Worin aber bestehen diese?

16 Nicht selten ist davon die Rede, diese Gesellschaft sei kinderunfreundlich bis kinderfeindlich. Betrachte ich unsere Ergebnisse und die Ergebnisse anderer Untersuchungen, so kann ich dem nicht folgen. Kinder sind ein ausgesprochen positiv besetzter Wert, der auch bleibt, wenn man alle frömmelnden Reden und eine heuchlerische Kindertümelei oder den modernen Kindkult genauso beiseite lässt, wie das neue werbeträchtige Trendsetting: „Kinder sind der beste Trip des Lebens.“ – „Nur Mut!“ (Brigitte, S. 163 und 3). Auch wenn im einzelnen viel zu tun bleibt und manches Problem seiner Lösung harrt, wird doch in den Familien und auch im öffentlichen Raum außerordentlich viel für Kinder getan. Parallel zu unserer Untersu-

chung „frauen leben“ war ich für den Kinder- und Familienbericht der Stadt Leipzig verantwortlich (Kinder- und Familienbericht..2000). Ich kann das auch aus dieser Sicht nur bestätigen.

Fragt man Kinder und Jugendliche selbst, dann bezeichnen sie die Welt, in der sie leben, keinesfalls als kinderunfreundlich oder gar kinderfeindlich, sondern im Prinzip als eine reiche Welt, die ihnen zugute kommt. Das Problem liegt auch nicht in einer Familienfeindlichkeit der Gesellschaft, in einem Zerfall von Familien oder in einem Funktionsverlust von Familie. Die Familie hat sich zwar gewaltig geändert, aber sie hat keineswegs an Bedeutung verloren, und die verschiedenen Lebensformen, die entstanden und lebbar geworden sind, stellen einen soziokulturellen Fortschritt mit vielen individuellen Freiheitsgraden dar.

17 Das wirkliche Problem sehe ich in einer strukturellen Elternunfreundlichkeit. Sie ist eine frauenfeindliche Mütterunfreundlichkeit einerseits und eine halbtotale Väterunfreundlichkeit andererseits. *Mütter sind eine diskriminierte Minderheit, insbesondere am scheinheiligen Muttertag, und Väter an allem schuld und sowieso besoffen, insbesondere am Männertag. Gymnasiast, 17 Jahre, Hannover (Starke 2000).*

Warum kommt es manchen Heranwachsenden absurd vor, davon zu träumen, Vati oder Mutti zu sein? Warum wird eine Familiengründung so weit hinausgeschoben? Warum ist es so unattraktiv, Mutter oder Vater zu sein? Warum haben es schwangere Frauen und Mütter schwer, einen Arbeitsplatz zu finden oder zu behalten? Warum führt Elternschaft bei einigen Schichten der Bevölkerung rasch zu Armut? Warum stehen Mütterlichkeit und Väterlichkeit oft in einem Zwielicht? Warum gelten Mütterlichkeit und Väterlichkeit als unerotisch? Warum klingt Mutter und Vater alt und altmodisch?

Diese und viele ähnliche Fragen werden durch unsere Studie drängender. Unser Material bietet Teilantworten und zugleich Anregungen zu weiteren Forschungen.

Und dennoch, dies als Pointe: Liebende Partner, ältere und manchmal auch junge, zeugen irrational Kinder, auch wenn rational vieles dagegen spricht. Liebe, die keinen marktwirtschaftlichen Gesetzen folgen kann, wenn es Liebe ist, und das neue Leben, das Zukunft bedeutet, sind vielleicht ihre sensibelste und zugleich vitalste Antwort auf die gesellschaftliche Gegenwart.

Literatur

Brigitte (2000): Kinder kriegen – warum? 3/2000

Friedrich, W.; Förster, P.; Starke, K. (Hrsg./1999): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Berlin: edition ost

Kinder- und Familienbericht der Stadt Leipzig. Stadt Leipzig 2000. 322 Seiten

Peuckert, R. (1999): Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske+Budrich

Schmid, J. (1999): Der harte Faktor der Weltveränderung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B 52–53/99. S.12–22

Starke, K. (1997): Der Ostvater - ein höheres Wesen? In: Rohnstock, K. (Hrsg.): Sag mir wie die Väter sind. Berlin: Elefanten Press. S.132–149

Starke, K. (2000): Fit for SexPower. Eine sexualwissenschaftliche Untersuchung zu BRAVO GiRL!. Berlin/ Frankfurt am Main: Peter Lang

Starke, K. (1999): Die Zukunft von Liebe, Erotik und Kinderkriegen. In: Mütterlichkeit und Väterlichkeit in Ost und West. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung

Starke, K.; Friedrich, W. (1984): Liebe und Sexualität bis 30. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften

Starke, U.; Starke, K. (1994): Bürgerbefragung Sachsen 1993. Berlin: trafo

Stumpe, H.; Weller, K. (1995): Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern. Köln: BZgA



Heike Klindworth

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut

Reproduktive Ereignisse und Entscheidungen: Strukturelle Aspekte im Lebenslauf

Familienplanung im Rahmen
reproduktiver Biografien

Neben dem umfassenden Verständnis von Familienplanung ist die biografische Perspektive ein wesentliches Kennzeichen der Studie „frauen leben“. Die reproduktive Biografie wird hier als zeitliche Abfolge von Phasen betrachtet, die durch die eigene Art der Gestaltung des privaten Lebens voneinander unterscheidbar sind - und das unabhängig davon, ob geheiratet wird oder ob eine Familie gegründet wird. Damit umfasst die reproduktive Biografie neben der familiären Entwicklung mit der Abfolge klassischer „Meilensteine“ wie den ersten Geschlechtsverkehr, die erste Eheschließung oder die Geburt des ersten Kindes, weitere biografische Stränge des privaten Lebensverlaufs. Zu nennen sind hier die zeitliche Entwicklung der Partnerschaftsbiografie oder des Verhütungsverhaltens. Neben diesen Aspekten aus dem privaten Bereich ist die gleichzeitige Betrachtung des Erwerbsbiografie unabdingbar. Gerade die spezifischen Vereinbarkeitslösungen von beruflicher und familiärer Entwicklung geben der reproduktiven Biografie ihre Gestalt.

Im Hinblick auf die lebensphasenspezifischen Anforderungen lassen sich die einzelnen biografischen Stränge einteilen in Phasen der Initiation, der Orientierung und der Verstetigung, dabei können Phasen der Verstetigung jedoch immer wieder unterbrochen werden durch neue Orientierungsphasen bzw. Phasen der Suche (Helfferich 1999). Die zeitlichen Muster reproduktiver Biografien folgen den jeweiligen Regeln - z.B. den Altersnormen - der reproduktiven Kultur. Diese sind eingebettet in den Kontext der historischen und sozialen Bedingungen sowie der subjektiven Einstellungen.

In der standardisierten Telefonbefragung dieser Studie wurden die reproduktiven Biografien als Abfolge objektiv bestimmbarer Ereignisse aus den verschiedenen Lebensbereichen erhoben. Für die Auswertung standen zum einen kontinuierliche Verlaufsdaten in den Bereichen Partnerschaften (Abfrage der Abfolge von Partnerschaftsphasen), Verhütung (Abfrage der Abfolge von Verhütungsphasen) und Schwangerschaften sowie Schwangerschaftsabbrüche (Abfrage des Alters bei Eintritt oder Abbruch der Schwangerschaft) zur Verfügung. Zum anderen wurden weitere relevante Meilensteine bzw. Eckdaten des privaten und beruflichen Lebenslaufes ermittelt. Zu nennen sind hier: Menarche, erster Geschlechtsverkehr, Auszug aus dem Elternhaus sowie das Ende der Ausbildung. Um die reproduktiven Biografien sowohl vor dem soziodemographischen als auch den individualbiografischen Hintergrund betrachten zu können, wurden Sozialindikatoren ebenso erhoben wie die familiäre Sozialisation und heutige Einstellungen zu den Bereichen Beruf, Partnerschaft, Sexualität und Kinder. Anhand dieser quantitativen Daten können spezifische Muster der reproduktiven Biografie identifiziert werden. Die gleichzeitig durchgeführte qualitative Erhebung zeigt, wie sich die reproduktive Biografie als subjektive Verarbeitungsleistung und Lernerfahrung konstituiert.

Wodurch lassen sich reproduktive Biografien beschreiben?

Die Struktur von reproduktiven Lebensverläufen lässt sich unter verschiedenen Aspekten betrachten. Vor dem Hintergrund, dass heute immer weniger von einer reproduktiven Normalbiografie mit der Selbstverständlichkeit von Eheschließung und Familiengründung ausgegangen werden kann, spielt zunächst die normative Verbindlichkeit bzw. die Häufigkeit des Auftretens eines bestimmten Ereignisses, also die Prävalenz, eine entscheidende Rolle. Ferner sind die zeitliche Platzierung von Ereignissen innerhalb des Lebenslaufs - das Timing - und der Abstand bzw. das Zeitintervall zwischen zwei Ereignissen - das Spacing - von zentraler Bedeutung. Und schließlich ist - als viertes differenzierendes Merkmal - das Sequencing bzw. die Wechselhaftigkeit innerhalb des Verlaufs eines biografischen Teilstranges zu nennen. Unter diesem Aspekt kann vor allem die Verhütungsbiografie mit der Abfolge der verwendeten Verhütungsmethoden und der Häufigkeit von Methodenwechseln analysiert werden.

Tabelle 6 verdeutlicht die wesentlichen Unterschiede im Verlauf der erhobenen reproduktiven Biografien. Dargestellt ist das Alter (Median) bei wesentlichen biografischen Übergängen für Frauen im Osten und

Frauen mit niedriger und mit hoher Bildung im Westen. Für die neuen Bundesländer wird nicht nach Bildung differenziert, da die Biografienmuster – wenn überhaupt – häufig nur eine geringe Bildungsabhängigkeit aufweisen. Bei der Betrachtung der jeweiligen Altersangaben ist weiterhin zu beachten, dass rechtszensierte Fälle – also Frauen, bei denen das betrachtete Ereignis bis zum Zeitpunkt der Befragung nicht aufgetreten ist – nicht berücksichtigt werden.

Die reproduktive Biografie der Frauen im Osten

In den neuen Bundesländern sind oder waren Eheschließung und Familiengründung als Meilensteine normativ verankert. 92% der über 34-Jährigen sind verheiratet bzw. verheiratet gewesen, 94% haben Kinder. Allerdings ist der Anteil an Geschiedenen und in Trennung lebender Frauen mit fast 17% doppelt so hoch wie im Westen. Im Hinblick auf die ermittelten Durchschnittswerte weist die Biografie einen gedrängten Verlauf

auf. Die „Meilensteine“ Ausbildungsende, erste Eheschließung und Geburt des ersten Kindes liegen relativ früh und zeitlich sehr nah beieinander: Die Ausbildung wurde mit 20 Jahren abgeschlossen, die erste Eheschließung und die Geburt des ersten Kindes erfolgten in einem Alter von etwa 22 Jahren. Die reproduktive Biografie ist also gekennzeichnet durch kurze Orientierungsphasen und frühe Festlegungen im beruflichen, partnerschaftlichen als auch familiären Bereich. Wurden Schwangerschaften abgebrochen, so handelte es sich häufiger um bereits verheiratete Frauen, die dritte und vierte Schwangerschaften abbrachen. Das mittlere Alter beim ersten Schwangerschaftsabbruch beträgt 24 Jahre.

Beide biografischen Stränge, Beruf und Familie, werden nach der Familiengründung parallel weiterverfolgt. Lediglich 15% haben ihre Erwerbstätigkeit nach der Familiengründung über den Erziehungsurlaub hinaus unterbrochen.

Tab. 6: Übergänge in reproduktiven Biografien für exemplarische reproduktive Kulturen (Nach Region und Bildung, Altersmediane)

	Ost	West, niedrige Bildung	West, höchste Bildung
17	1. Geschlechtsverkehr (17) 1. Partnerschaft (17)	1. Geschlechtsverkehr (17) 1. Partnerschaft (17)	
18			1. Geschlechtsverkehr (18) 1. Partnerschaft (18)
19		Auszug aus Elternhaus (19) Ende Ausbildung (19)	Auszug aus Elternhaus (19)
20	Auszug aus Elternhaus (20) Ende Ausbildung (20)		
21	1. Heirat (21,8)		
22	1. Kind (22,3)		
23		1. Heirat (23)	
24		1. Kind (24,6)	
25	2. Kind (25,8)		
26			
27		2. Kind (27,4)	Ende Ausbildung (27)
28			1. Heirat (28) 1. Kind (28,9)
29			
30			
31			2. Kind (31)

Die reproduktive Biografie von Frauen mit niedriger Bildung im Westen

Auch die reproduktiven Biografien der niedrigen Bildungsgruppe im Westen weist eine hohe normative Verbindlichkeit von Eheschließung und Elternschaft auf. 90% Prozent der über 34-jährigen Frauen sind verheiratet, nur 10% haben keine Kinder. Die Biografie zeigt gleichfalls einen eher gedrängten Verlauf, obwohl die Ereignisse im Vergleich zu den Frauen im Osten lebenszeitlich etwas mehr auseinander liegen. Zwischen Ausbildungsende mit 19 Jahren und der ersten Eheschließung liegen im Durchschnitt etwa 4 Jahre. Eheschließung und Geburt des ersten Kindes liegen mit 23 resp. 24,6 Jahren früh und relativ nah beieinander. Im Vergleich zu den Frauen im Osten wurden Schwangerschaften seltener abgebrochen, aber wenn sie abgebrochen wurden, handelte es sich vor allem um „Teenager-Schwangerschaften“. Das Durchschnittsalter beim ersten Abbruch beträgt 19 Jahre und die Mehrheit der Befragten war zu diesem Zeitpunkt ledig.

Ein weiteres Kennzeichen dieser Biografien ist es, dass der berufliche und der familiäre Strang nach der Familiengründung häufig voneinander entkoppelt ist und zunächst der familiäre Strang weiterverfolgt wurde. Mit 43% haben knapp die Hälfte der Frauen ihre berufliche Tätigkeit nach der Geburt des ersten Kindes über den Erziehungsurlaub hinaus unterbrochen.

Die reproduktive Biografie der Akademikerinnen im Westen

In der höchsten Bildungsgruppe im Westen haben Ehe und Elternschaft ihre Verbindlichkeit als Phasen der reproduktiven Biografie verloren: 45% der über 34-Jährigen sind noch ledig, 47% haben keine Kinder. Im Gegensatz zu den beiden anderen Gruppen zeigt sich hier ein gestreckter Verlauf der Biografie. Die Ausbildung wird mit etwa 27 Jahren abgeschlossen – acht Jahre nach dem Auszug aus dem Elternhaus. Eheschließung und Geburt des ersten Kindes liegen – als Folge der langen Ausbildung – mit 28 resp. 29 Jahren vergleichsweise spät, aber wieder nah beieinander. Bezogen auf die jemals schwangeren Frauen brachen Akademikerinnen im Westen häufiger Schwangerschaften ab als die Befragten der beiden anderen Gruppen. Ähnlich wie bei den Frauen mit niedriger Bildung wurden häufiger erste Schwangerschaften abgebrochen. Bei einem mittleren Alter von 24 Jahren handelte es sich jedoch wesentlich seltener um „Teenager-Schwangerschaften“.

Das frühe, parallele Verfolgen von beruflichem und familiärem Strang wird vermieden, indem letzterer gar nicht oder erst spät gestartet wird. Im Fall einer Familiengründung wird die berufliche Tätig-

keit ähnlich selten wie im Osten auf Dauer unterbrochen, stattdessen wird aber der Umfang der Erwerbstätigkeit mit 25% häufiger reduziert als in den beiden anderen Gruppen. Wesentliche Kennzeichen der Akademikerinnen sind also das berufliche und reproduktive Moratorium mit späten Festlegungen.

Zeitliche Nähe von Eheschließung und Familienbildung

Im Hinblick auf die konkrete, zeitliche Abfolge von Eheschließung und Familienbildung, also bezogen auf den „klassischen“ Übergang von der Orientierungsphase in die Phase der Verstetigung, lassen sich ebenfalls milieuspezifische Unterschiede feststellen. Das „richtige“ Alter für die Familiengründung scheint vor allem im Westen nach dem Ausbildungsende zu liegen. Nur bei 17% der Frauen trat die erste zugelassene Schwangerschaft vor Beendigung der Ausbildung ein. Demgegenüber wurden in den neuen Bundesländern – und hier vor allem bei den Akademikerinnen (49%) – erste Schwangerschaften mit insgesamt 34% deutlich häufiger auch während der Ausbildung zugelassen.

Ehe und Elternschaft sind als Ereignisse lebenszeitlich – zumindest bei den über 34-Jährigen – nach wie vor aneinander gekoppelt. Einerseits sind von den Frauen mit Kindern in den neuen Bundesländern und von denen mit niedriger Bildung im Westen nur 4% ledig und nur 2% bis 5% der jemals verheirateten Frauen sind kinderlos geblieben. Lediglich bei den über 34-jährigen Akademikerinnen im Westen deutet sich ein Aufbruch der traditionellen Kopplung an: hier sind etwa 20% der Mütter ledig und verheiratete Frauen sind zu ebenfalls 20% kinderlos geblieben.

Andererseits ist der Anteil an nichtehelichen Geburten hoch – im Osten mit 39% am höchsten, gefolgt von 34% bei den Akademikerinnen im Westen. Demgegenüber weisen Frauen mit niedriger Bildung im Westen nur einen Anteil von 20% nichtehelicher Erstgeburten auf. Der Widerspruch zwischen dem geringen Anteil lediger Mütter zum Befragungszeitpunkt und dem hohen Anteil lediger Mütter zum Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes, lässt sich darüber erklären, dass viele der nichtehelichen Geburten zu einem späteren Zeitpunkt doch noch durch eine Eheschließung legitimiert wurden – spätestens vor der Geburt des zweiten Kindes. Im Osten waren dies 75%. In der niedrigen Bildungsgruppe im Westen heirateten noch 65% der ledigen Mütter, in der höchsten Bildungsgruppe waren es 48%.

Die Frage, ob eine eingetretene Schwangerschaft oder ein genereller Kinderwunsch Anlass für Eheschließungen sind, lässt sich beantworten, wenn statt der nichtehelichen Geburten die nichteheliche-

chen Konzeptionen der ersten zugelassenen Schwangerschaft – die auch die Fehl- und Totgeburten einschließen – herangezogen werden. Damit können auch Eheschließungen *während* der Schwangerschaft erfasst werden.

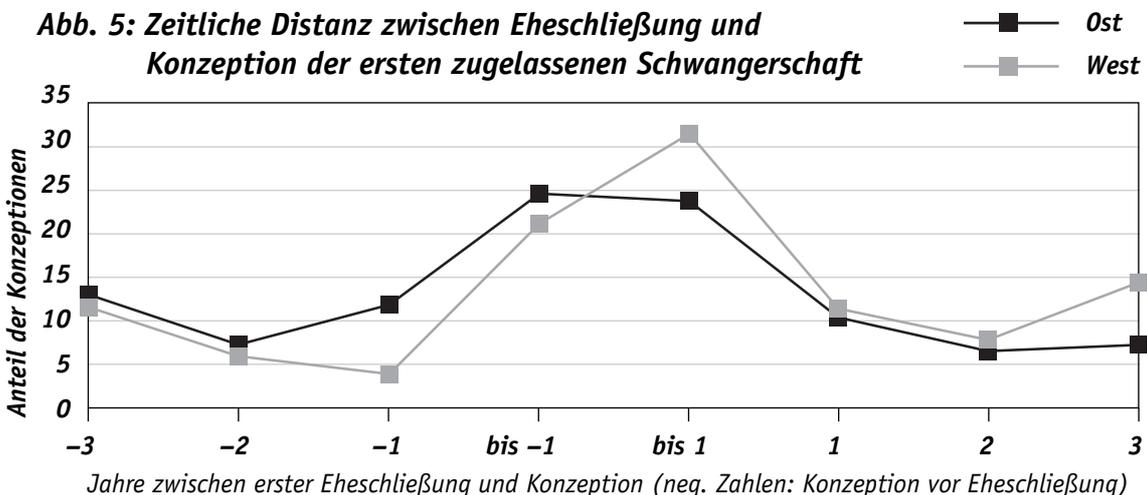
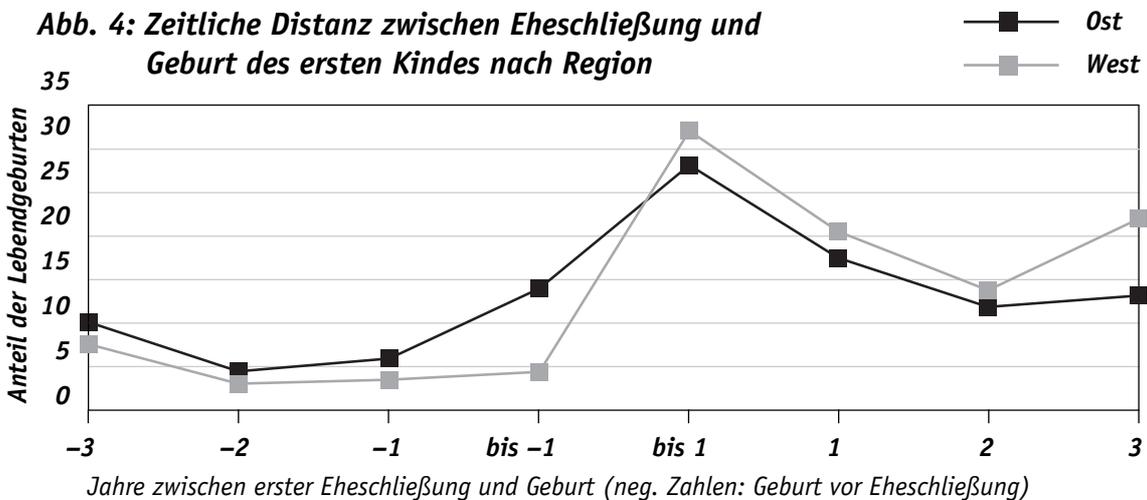
In den alten wie neuen Bundesländern hatten etwa 50% der Konzeptionen einen engen Bezug zur Eheschließung, d.h. sie lagen in einem Zeitraum von einem Jahr vor bis einem Jahr nach der Heirat. Im ersten Fall kann die eingetretene Schwangerschaft Auslöser für die Entscheidung zur Eheschließung gewesen sein. Meist wurde dann zwischen dem dritten und siebten Schwangerschaftsmonat geheiratet, so dass das Kind ehelich geboren wurde. Im zweiten Fall kann der generelle Wunsch nach einem Kind bzw. nach einer Familie Heiratsgrund gewesen sein und die traditionelle Abfolge „erst Heirat, dann Kinder“ wurde eingehalten.

Die Familienerweiterung nach dem ersten Kind verlief im Westen schneller als im Osten. Im Westen kam das zweite Kind im Mittel 33 Monate (Median), also 2¾ Jahre nach dem ersten zur Welt, im Osten dagegen erst nach 45 Monaten, also 3¾ Jahre später.

Bemerkenswert ist der Einfluss der Wende auf die Länge der Geburtenabstände im Osten: Wurde das zweite Kind nach August 1990 geboren, so war der Abstand im Mittel etwa 11 Monate länger als wenn beide Kinder vor diesem Termin zur Welt kamen. Die Umbruchsituation verzögerte die Familienerweiterung.

Kontinuität und Wechsel in der Verhütungsbiografie

Kontrazeption ermöglicht zunächst einmal ganz pragmatisch die zeitliche Gestaltung der reproduktiven Biografie. Darüber hinaus zeigte sich jedoch anhand der qualitativen Interviews, dass die Wahl der Methode auch Ausdruck eines individuellen Lebensstils oder des Bedürfnisses nach subjektiv angemessenen sexuellen und partnerschaftlichen Begegnungen sein kann. Die Struktur der Verhütungsbiografie lässt sich unter dem Aspekt beschreiben, wie „treu“ Frauen einer Methode blieben (Merkmal reproduktiver Biografien „Kontinuität/Wechsel“) und welche Verhütungsmethoden sie in welcher Abfolge und in welchen Lebensphasen verwendeten.



Die Pille ist nach wie vor die dominierende Verhütungsmethode. Nahezu 50% aller zum Zeitpunkt der Befragung verhütenden Frauen verwenden die Pille - im Osten mit 56% nochmals deutlich mehr als im Westen mit 43%. Betrachtet man darüber hinaus auch die Methodenerfahrungen im Lebenslauf, so haben mit knapp 95% nahezu alle Frauen irgendwann einmal mit der Pille verhütet.

Die Abbildung 6 verdeutlicht die Altersabhängigkeit der verwendeten Methoden. Je älter die Befragten sind, umso mehr verliert die hormonelle Verhütung an Bedeutung, wobei sich dieser Trend im Westen wesentlich deutlicher zeigt als im Osten. Dafür spielen das Kondom kombiniert mit natürlichen Verhütungsmethoden, die Spirale und Sterilisationen in späteren Lebensphasen eine größere Rolle. Im Vergleich zu den über 30-Jährigen setzten die jüngeren Frauen, wenn sie die Pille verwendeten, häufiger noch zusätzlich das Kondom ein – offensichtlich zum Schutz vor HIV.

Diese Altersabhängigkeit der Methodenpräferenz steht im Zusammenhang mit den lebensphasenabhängigen Partnerschafts- und Familienformen. So verhüten Frauen mit wechselnden Partnerschaften häufiger mit Kondomen als Frauen in anderen Partnerschaftsformen. Frauen mit einem festen Partner hingegen verwenden häufiger die Pille und zwar vor allem dann, wenn sie nicht verheiratet sind. Während 38% der verheirateten Frauen aktuell mit der Pille verhüten, beträgt dieser Anteil bei Befragten in nichtehelichen Lebensgemeinschaften fast 60%. Die höhere Pillenpräferenz lässt sich dahingehend interpretieren, dass diese Partnerschaftsform eher als temporäre Lebensabschnittsform betrachtet wird, die nicht oder noch nicht auf die Perspektive Familiengründung festgelegt ist. Demgegenüber handelt es sich bei der Spirale und den Sterilisationen eher um Verhütungsmethoden von verheirateten Frauen mit Kindern. Frauen mit drei und mehr Kindern verhüten zu 25% mit der Spirale, weitere 25% sind sterilisiert.

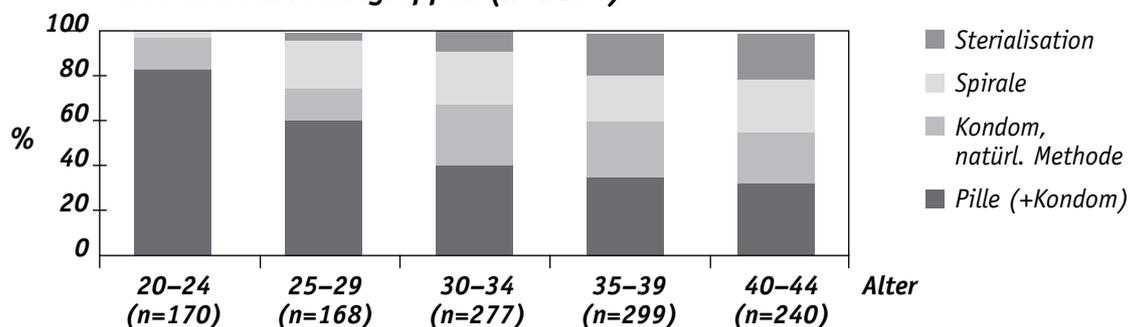
Weitere Einblicke erhält man, wenn man nicht die aktuell verwendeten Methoden, sondern die Verhütungsbiografie nach dem ersten Geschlechtsverkehr bis heute betrachtet. Über alle Alterskohorten hinweg ist die Pille das Mittel der Wahl beim Einstieg in die Verhütungsbiografie. Insgesamt haben im Westen 70%, im Osten 75% der Befragten ihre Verhütungskarriere mit der Pille begonnen. Auffällig ist weiterhin, dass Erfahrungen mit dem Diaphragma fast ausschließlich von den Akademikerinnen im Westen berichtet wurden. Darüber hinaus haben sie mit 38% deutlich häufiger Erfahrungen mit natürlichen Verhütungsmethoden gesammelt als Frauen mit niedriger Bildung im Westen (13%) und Frauen aus den neuen Bundesländern (28%).

Aus diesen Ausführungen lässt sich bereits ablesen, dass Verhütungsmethoden im Lebensverlauf selten durchgängig verwendet werden. Um die Wechselhäufigkeit zu bestimmen, wurde eine grobe Kategorisierung in Pille, Spirale, Kondom, natürliche Verhütungsmethoden und Sterilisation vorgenommen. Der Einfluss des Alters wurde kontrolliert, indem die Effekte auf die Wechselhäufigkeit nur für über 29jährige Frauen betrachtet wurden.

Insgesamt 30% der über 29-jährigen Befragten sind bei der einmal gewählten Methode geblieben, davon verhüteten etwa zwei Drittel mit der Pille. Mit im Durchschnitt 1,1 Methodenwechseln weisen die Frauen in den neuen Bundesländern eine höhere Methodenkontinuität auf als die Befragten im Westen, die im Durchschnitt 1,6 mal die Methode wechselten. Im Unterschied zu den neuen Bundesländern besteht im früheren Bundesgebiet ein linearer Zusammenhang zwischen Bildungsstatus und Anzahl der Methodenwechsel. Frauen mit niedriger Bildung verhüteten kontinuierlicher als Frauen mit hoher Bildung (1,3 vs. 1,9 Methodenwechsel).

Das Muster des häufigeren Verhütungswechsels geht einher mit entsprechenden Wechselmustern

Abb. 6: Verhütungsmethoden der aktuell verhütenden Frauen nach Altersgruppen (n=1154)



in der Partnerbiografie. So hatten Frauen aus den neuen Bundesländern im Mittel etwas weniger feste Partner (2,0) als Frauen aus den alten Bundesländern (2,2). Und im Westen sind es wieder die Frauen mit der höchsten Bildung, die im Vergleich zu den Frauen mit niedriger Bildung häufiger den Partner wechselten. So berichteten Akademikerinnen 2,6 feste Partnerschaften, während es bei den Frauen mit niedriger Bildung nur 1,8 waren. Möglicherweise bedeutet eine Veränderung in der Partnerschaftssituation häufig auch, dass die Verhütungsfrage neu gestellt wird. Die qualitativen Interviews liefern jedoch auch Hinweise darauf, dass sowohl das Verhütungs- als auch das Partnerschaftsverhalten von einem gemeinsamen Flexibilitätsmotiv bestimmt werden, dieses wiederum ist in der reproduktiven Kultur verankert.

Differentielle biografieerzeugende Prinzipien

Die hier vorgestellten Unterschiede im familiären Lebensverlauf und in der Verhütungsbiografie sind Ausdruck der jeweiligen reproduktiven Kultur: Die reproduktiven Kulturen „erzeugen“ spezifische Biografiemuster. Sie lassen sich nur vor dem Hintergrund differentieller gesellschaftlicher Bedingungen und der sozialgruppenspezifischen Unterschiede im Geschlechterverhältnis verstehen.

In der reproduktiven Kultur des Ostens werden normierte Biografien mit einer zeitlich gerafften Phase des Übergangs in Elternschaft erzeugt. Das „biografieerzeugende Prinzip“ war in der reproduktiven Kultur der DDR die regelhaften Abfolgen von Lebensphasen, verbunden mit einem pragmatisch zu nutzenden Anreizsystem. Man konnte einfach diesem Pfad folgen, was in welchem Alter „eben normal“ war, „dazu gehörte“ bzw. „günstig“ war. „Man“ hatte z.B. in einem bestimmten Alter einen festen Freund, schlief miteinander, man nahm eben die Pille, heiratete und bekam Kinder. Die Normativität der Normalität zeigt sich im Qualitativen in Formeln wie: „Das war zu DDR-Zeiten halt so“, „Das war ganz normal“ oder „Das Soll war erfüllt“ und im Quantitativen in der geringeren Streuung in den biografischen Eckdaten. Sie ist verankert in der sozialistischen Gesellschaftsstruktur der DDR, die zu einer nur geringen Ausdifferenzierung von Statusgruppen führte, da die Schul- und Bildungsgänge gleichförmiger waren.

Familie und Partnerschaft einerseits und ökonomische (Partner-)Unabhängigkeit andererseits waren zentrale Werte der reproduktiven Kultur der DDR. Da staatliche Planungsleistungen ein hohes Maß an biografischer Sicherheit garantierten, war eine individuelle Absicherung (über Einkommen oder

über den Partner) des Lebens mit Kind nicht notwendig. Man konnte schon während der Ausbildung eine Familie gründen und den familiären und beruflichen Lebenslauf parallel verfolgen. Der Auszug aus dem Elternhaus, das Ende der Ausbildung und die Familiengründung liegen zeitlich nah beieinander und bedeuten Zugang zu Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie. Der Anspruch auf reproduktive Autonomie - ein weiterer zentraler Wert der reproduktiven Kultur in der DDR - spiegelt sich nicht nur im Anteil an nicht-ehelichen Geburten und Scheidungen, sondern auch im Verhütungsverhalten wieder. Generell dominieren die „weiblichen“, also partnerunabhängigen Verhütungsmethoden Pille, Spirale und Sterilisation der Frau. Die hormonelle Verhütung galt als normal und praktikabel, entsprechend kontinuierlich wurde/wird sie genommen.

Für die Frauen mit niedriger Bildung im Westen stellt Familie - mit einer hohen Bedeutung von Kontinuität und Sicherheit - ebenfalls einen zentralen Wert ihrer reproduktiven Kultur dar, doch kommt, anders als in der DDR-Kultur, der ökonomischen Unabhängigkeit der Frau bzw. ihrer unabhängigen Einbindung in den Erwerbsektor eine geringere Bedeutung zu. Die „biografieerzeugenden Prinzipien“ liegen in der Herstellung von biografischer Sicherheit in einem gemeinsamen Projekt mit einem Partner - mit Nestbau, fester Partnerschaft mit Treuegelöbnis und Heiratsabsicht, aber auch mit der gemeinsam angestrebten Absicherung über die Zweiphasigkeit „Erst Ausbildung etc., dann Kinder“.

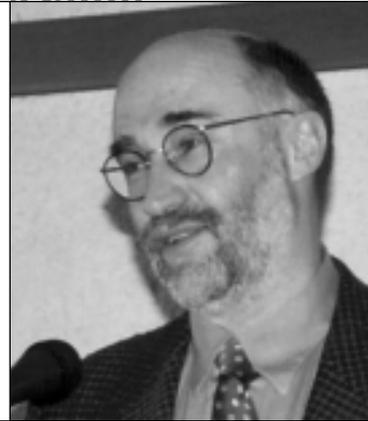
Nach der Ablösung von der Herkunftsfamilie folgt zwar eine im Vergleich zu den Frauen im Osten etwas längere Phase der „Unabhängigkeit“, diese dient aber oftmals der „materiellen Vorbereitung“ auf die Familiengründung. Eine partnerunabhängige Absicherung ist kein Thema der reproduktiven Kultur, so dass biografische Sicherheit vorrangig über die Familie und eine traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern erzielt wird: Die Frau stellt - zumindest solange die Kinder klein sind - ihre beruflichen Ambitionen zurück, der Mann übernimmt die Rolle des Alleinverdieners. Die reproduktive Biografie ist - ähnlich wie in der DDR - gekennzeichnet durch eine größere Kontinuität in den Bereichen Partnerschaft und Verhütung. Auch hier ist Verhütung Sache der Frau, es dominieren die „weiblichen“ Methoden Pille, Spirale und Sterilisation der Frau. Im Gegensatz zu den Frauen im Osten spiegelt dieses Verhütungsverhalten jedoch nicht den Anspruch auf reproduktive Autonomie wider, sondern scheint vielmehr Ausdruck der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zu sein.

In der höchsten Bildungsgruppe im Westen stellen die selbstreflexive Gestaltung des Lebens, die Suche und die eigene persönliche Entwicklung sowie die Egalitarität der Geschlechterbeziehung die zentralen Werte der reproduktiven Kultur dar. Sie sind zugleich „biografierzeugende Prinzipien“ und erzeugen gestreckte und ausdifferenzierte Biografien mit einem langen Moratorium und mit Erprobungsphasen. Die hohen Erwartungen an die berufliche Qualifikation, die für Unabhängigkeit und Individualisierungschancen stehen, gehen einher mit einem gleichfalls hohen Anspruch an die eigene Rolle als Mutter. Lösungsansätze für die hieraus resultierende schwierige Vereinbarkeit von beruflicher und privater Entwicklung bestehen zum einen in der Vermeidung früher Festlegungen in den Bereichen Partnerschaft und Familie. Kennzeichnend sind der Aufschub, aber auch der Verzicht auf die Familiengründung. Zum anderen können die stärkere Ablehnung der traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter und die Forderung nach stärkerer Einbindung bzw. Beteiligung des Partners im familiären Bereich dahingehend interpretiert werden, dass die Partnerbeziehung die mit der Familiengründung verbundenen Nachteile in der beruflichen Entwicklung abfedern und auf diese Weise eine biografische Sicherheit hergestellt werden soll. Das Motiv der Suche nach angemessenen Lebens- und Partnerschaftsformen spiegelt sich in dem wechselhafteren Verlauf der Partnerschaftsbiografie, aber auch im Verhütungsverhalten wider. Insgesamt werden mehr Mittel und Methoden ausprobiert, wobei dem sensiblen Umgang mit dem Körper eine besondere Bedeutung zukommt. Ferner wird häufiger mit Kondomen, natürlichen Verhütungsmethoden und dem Diaphragma verhütet, also Methoden, bei denen der Partner beteiligt wird.

Die hier vorgestellten Ergebnisse der deskriptiven Analysen zeigen, dass der biografischen Perspektive bei der Beurteilung von Familienplanung eine maßgebliche Bedeutung zukommt. Um die Informationen aus den erhobenen Daten optimal auszuschöpfen und die problematisierte Rechtszensur vieler Daten zu berücksichtigen, sollten weitere Auswertungen mit multivariaten Verfahren - insbesondere der Ereignisanalyse - angestrebt werden.

Literatur

Helfferich, C. (1999): Lebenslauf und Familienplanung. In: BZgA (Hrsg.): Wissenschaftliche Grundlagen, Teil 3 – Familienplanung. Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienforschung, Band 13.3, 7–28



Prof. Dr. Wilfried Karmaus/Silvia Krumm

*Department of Epidemiology,
Michigan State University*

Familienstruktur, Ethnizität, Religion und Sexualaufklärung. Ein Vergleich von Surveydaten aus den USA und aus Deutschland.

Westliche Industriegesellschaften bilden unterschiedliche reproduktive Kulturen aus (zum Begriff der „reproduktiven Kulturen“ siehe den Beitrag von Helfferich in diesem Band). Ein wichtiges Merkmal reproduktiver Kulturen ist die Anzahl nicht-gewollter erster Schwangerschaften. Bezogen darauf zeigt sich beispielsweise eine Diskrepanz zwischen den USA und Deutschland: während in den USA dieser Anteil bei 53%² liegt, beträgt er im Vergleich dazu in Deutschland 40%³.

Der sicherste Weg, nicht-gewollte Schwangerschaften zu verhindern, besteht wohl darin, sich in Enthaltbarkeit zu üben. Diese Tatsache bildet einen wesentlichen Kern staatlich geförderter Aufklärungsprogramme in den USA. Alternativ bietet sich in der Praxis allerdings die Verwendung von Verhütungsmitteln an – dies ist eher Schwerpunkt der Aufklärung in Deutschland. Ob und welche Verhütungsmittel angewandt werden, ob eine ungewollt eingetretene Schwangerschaft ausgeht, ob Frauen „Kind“ oder „Beruf“ vorziehen: Entscheidungen werden in gesellschaftlichen Kontexten von Werten, Verbindlichkeiten und gegenseitigen Erwartungen getroffen.

Mit einem Vergleich von Surveydaten aus den USA und aus Deutschland zu sexuellem Verhalten wollen wir versuchen, einige Charakteristika unterschiedlicher Kulturen aufzuzeigen. Wir konzentrieren uns dabei auf die reproduktive Zeit von der Menarche bis zur ersten zugelassenen Schwangerschaft in Relation zum Familienstand.

Dazu verwenden wir Daten aus dem National Survey of Family Growth aus den USA. Dies ist eine in regelmäßigen Abständen wiederholte Befragung

² National Survey of Family Growth, Cycle V, 1995

³ Dazu zählen neben ungewollten Schwangerschaften auch solche, die zwar gewollt waren, jedoch erst etwas später hätten eintreten sollen.

von Frauen zu Schwangerschaft, Geburten, Lebensformen, Sexualeben, Kontrazeption, Fruchtbarkeit, Familienplanung und allgemeinem Gesundheitszustand. Im Jahr 1995 wurden 10.847 Frauen im Alter zwischen 15–44 Jahren befragt, wobei wir uns auf die Altersgruppe der 20- bis 44-Jährigen konzentrierten, um einen sinnvollen Vergleich mit dem deutschen Survey zu erhalten. Die Vergleichsdaten zu deutschen Frauen stammen aus der von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) in Auftrag gegebenen Studie „frauen leben“ (siehe Vorbemerkung in diesem Band).

Zunächst wollen wir Zeitpunkte reproduktiver Ereignisse US-amerikanischer und deutscher Frauen vorstellen, um dann auf die gefundenen Unterschiede einzugehen (Tab. 7). Zwischen beiden Gesellschaften besteht offensichtlich weder im Menarchealter noch im Zeitpunkt des ersten gewollten Geschlechtsverkehrs eine wesentliche Abweichung. Die unterschiedliche Länge vorehelichen Sexualebens kommt nur geringfügig durch Geschlechtsverkehr in einem früheren Alter, sondern mehr durch eine frühere eheliche Einbindung des Sexualebens in den USA zustande. Insbesondere scheint dies für Frauen euroamerikanischer Herkunft zuzutreffen. Afroamerikanische Frauen heiraten seltener, und wenn, dann in einem höheren Alter. Ein weiterer Unterschied lässt sich im Durchschnittsalter der ersten zugelassenen Schwangerschaft erkennen: Frauen afroamerikanischer Herkunft bekommen ihr erstes Kind früher als Frauen anderer ethnischer Gruppen. Die erste zugelassene Schwangerschaft findet bei Frauen aus Ostdeutschland (neue Bundesländer) früher statt als bei westdeutschen Frauen (siehe

Tab. 7). Die individuelle Entwicklungsperiode von Frauen (Phase vom 1. Geschlechtsverkehr bis zur Eheschließung) ist - im Vergleich aller Gruppen in Tabelle 7- bei Frauen aus den alten Bundesländern am längsten (7,8 Jahre, Tab. 7).

Aussagen zu Unterschieden zwischen afro- und euroamerikanischen sowie europäischen Frauen machen wenig Sinn, wenn nicht sozioökonomische Faktoren einbezogen werden. Mit steigendem Einkommen nimmt das Alter bei erster Heirat zu. Bei einem Jahreseinkommen unter 100% der Armutsgrenze beträgt das Heiratsalter bei hispanischen Frauen und Euroamerikanerinnen etwa 20 Jahre, bei Afroamerikanerinnen etwa 22 Jahre (Anteile der Frauen mit Jahreseinkommen unter 100% der Armutsgrenze⁴: Hispanische Frauen 26%, Euroamerikanerinnen 7%, Afroamerikanerinnen 20%).

Afroamerikanische Frauen und soziale Netzwerke

Erstens scheint die Anzahl der zur Verfügung stehenden Optionen („Beruf/Karriere oder Kind“) bei afroamerikanischen Frauen reduziert zu sein, was dazu führen kann, dass häufiger frühe Schwangerschaften ausgetragen werden. Ein zweiter Erklärungsversuch für das Auftreten früher Schwangerschaften afroamerikanischer Frauen liegt im Zusammenhang zwischen niedrigem sozioökonomischem Status und hoher Mortalität. Untersuchungen zum Gesundheitsstatus schwarzer Frauen zeigen eine erhöhte Mortalität im Vergleich gleichaltriger Frauen euroamerikanischer Herkunft. Dem Ansatz von Geronimus (1996) folgend, wirkt sich die Wahrnehmung vorzeitlicher Morbidität und Mortalität - sowohl der eigenen, als auch der im sozia-

Tab. 7: Vergleich von Zeitpunkten und Zeiträumen reproduktiver Ereignisse US-amerikanischer und deutscher Frauen

<i>Mittelwerte in Jahren für:</i>	<i>USA – NSFG Cycle V, 1995</i>			<i>BRD – frauen leben Cycle I, 1998</i>	
	<i>Frauen hispanischer Herkunft</i>	<i>Euro-Amerikanerinnen</i>	<i>Afro-Amerikanerinnen</i>	<i>Ost-Deutschland</i>	<i>West-Deutschland</i>
<i>Menarche</i>	12,4	12,7	12,7	12,9	13,0
<i>Kohabitarche</i>	18,5	17,8	16,8	17,0	17,4
<i>Phase von der Menarche bis zum ersten Geschlechtsverkehr</i>	6,1	5,1	4,1	4,1	4,4
<i>Erste Eheschließung</i>	21,3	21,7	22,9	22,4	25,2
<i>Phase vom ersten Geschlechtsverkehr bis zur ersten Eheschließung</i>	2,8	3,9	6,1	5,3	7,8
<i>Erste zugelassene Schwangerschaft</i>	21,5	23,4	20,5	22,6	26,0

⁴ 1998 wurden als Armutsgrenze beispielsweise für einen 2-Personen-Haushalt 10.850 Dollar festgesetzt. (Quelle: 1998 Federal Poverty Guidelines. Abrufbar im Internet: www.medi-al.org/resources/tables/fedpov.html)

len Umfeld auf die Familienplanung aus. In einer von ihr durchgeführten Untersuchung gaben junge schwarze Frauen im Vergleich zu euroamerikanischen Altersgenossinnen eine vorgelagerte Zeitspanne an, in der ihrer Meinung nach die Familienplanungsphase abgeschlossen sein sollte.

Auch die relativ hohe Arbeitslosigkeit unter afroamerikanischen Männern beeinflusst offenbar die Erwartungen schwarzer Frauen dergestalt, dass sie weniger auf eine Unterstützung durch den Ehepartner hoffen. Sie richten ihr Augenmerk eher auf verlässlichere verwandtschaftliche Netzwerke. Junge schwarze Mütter sind auf die Unterstützung anderer Frauen angewiesen, weshalb es Sinn macht, diese in Zeiten körperlicher Hochform zu beanspruchen. In der Tat gestalten insbesondere schwarze Mütter, Tanten und Großmütter die Kindererziehung aktiv mit. Eine frühe Mutterschaft kann zudem den Vorteil haben, dass wenn die Mütter selbst pflegebedürftig werden, bereits erwachsene Kinder eine Unterstützung gewährleisten können.

Geronimus vertritt die Auffassung, dass hier vor allem strategische Planungen ausschlaggebend sind in dem Sinne, dass junge Afroamerikanerinnen die Vorteile einer frühen Mutterschaft erwägen und sich dann zu einer solchen entschließen. Ob sich diese These allerdings bei einer Differenzierung zwischen der Planung einer Schwangerschaft und der Entscheidung über das Austragen einer ungewollt eingetretenen Schwangerschaft aufrechterhalten ließe, ist fraglich.

Ein Vergleich der Zeitspannen zwischen erster zugelassener Schwangerschaft und erster Heirat (s.

Abb. 7) macht deutlich, wie sich die ethnischen Gruppen hinsichtlich der Reihenfolge – erst Heirat, dann Kinder, oder umgekehrt – unterscheiden. Die meisten Geburten afroamerikanischer Frauen finden drei oder mehr Jahre vor der Ehe statt. Eingedenk der niedrigen Verheiratsquote wird der relativ schwache Stellenwert der Ehe in dieser ethnischen Gruppe deutlich.

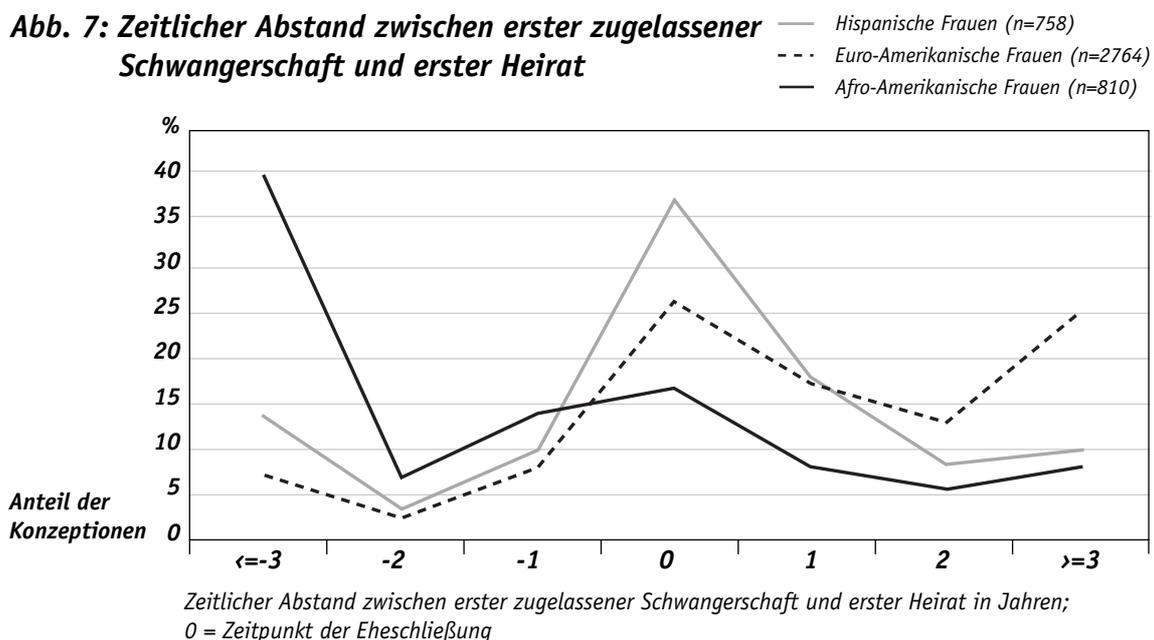
Euroamerikanische Frauen und das Ideal der Kernfamilie

Für euroamerikanische Frauen, ebenso wie für Frauen aus den alten Bundesländern steht dagegen offenbar eine andere Erwartung im Vordergrund. Das Ideal der zunächst beruflichen Situierung und der damit einhergehenden finanziellen Absicherung scheint für eine zeitlich nach hinten verschobene Familienplanung zu sprechen. Euroamerikanische Mittelschichtfrauen vertrauen eher, neben dem Streben nach finanzieller Unabhängigkeit, auf die Unterstützung des Ehepartners. Im Gegensatz zu Afroamerikanerinnen können sich euroamerikanische Frauen dann auch eher professionelle Unterstützung bei der Heimarbeit und Kindererziehung aufgrund eines besser bezahlten Jobs nach jahrelanger Bildung leisten.

Afroamerikanische Frauen und Frauen aus den neuen Bundesländern

Bei schwarzen US-Amerikanerinnen finden wir eine Familienstruktur, die sich durch starke soziale Netzwerke auszeichnet. Bei Euroamerikanerinnen und Frauen aus Westdeutschland herrscht das Modell der Kernfamilie vor. Der ähnliche Zeitablauf reproduktiver Ereignisse bei afroamerikanischen

Abb. 7: Zeitlicher Abstand zwischen erster zugelassener Schwangerschaft und erster Heirat



Frauen und Frauen aus den neuen Bundesländern (Tab. 7) lässt sich bei beiden dadurch erklären, dass beide, also auch Frauen aus der ehemaligen DDR, sich nicht auf die Unterstützung des Partners verlassen brauchten, sondern ebenso wie schwarze Frauen stärkere soziale Unterstützung bei der Kinderbetreuung erhalten haben (zu den Vergleichsdaten deutscher Frauen siehe Beitrag von Heike Klindworth in diesem Band).

Schwangerschaft und Heirat in den USA

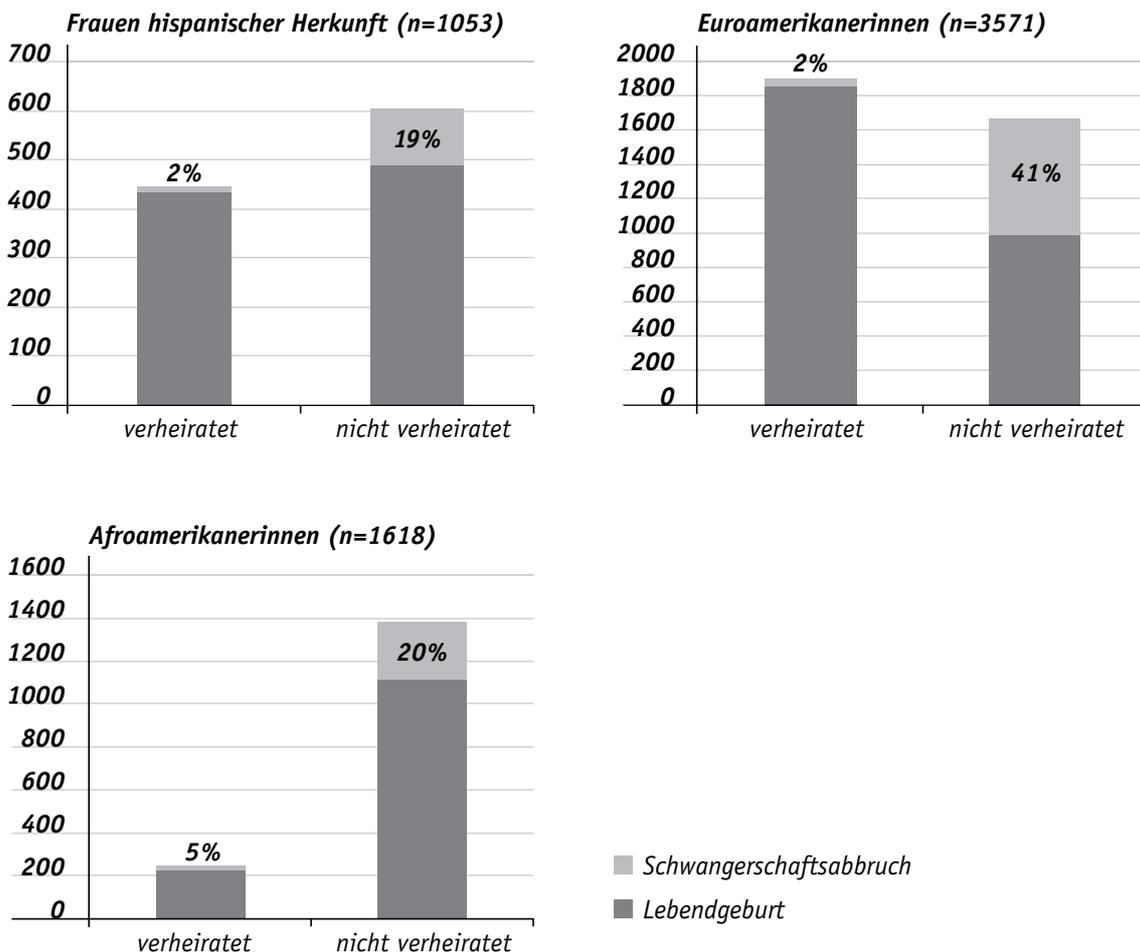
Um diese Thesen über die Bedeutung der Ehe hinsichtlich der Familienplanung zu überprüfen, interessierten wir uns zum einen dafür, was sich in der Zeit zwischen erster Konzeption und erster Lebendgeburt bezogen auf den Familienstand verändert hat. Zum anderen betrachteten wir die Auswirkung des Familienstandes auf den Ausgang der ersten Schwangerschaft.

Waren 15% der afroamerikanischen Frauen zum Zeitpunkt der ersten Konzeption verheiratet, waren es 26% zu dem Zeitpunkt, als die Schwangerschaft

mit einer Lebendgeburt beendet wurde. Frauen hispanischer Herkunft waren viel häufiger, nämlich mit 42% zum Zeitpunkt der ersten Konzeption verheiratet und zu 63% zum Zeitpunkt der Lebendgeburt. Den höchsten Anteil der Frauen, die bei der ersten Konzeption verheiratet waren, finden wir bei Euroamerikanerinnen mit 52%. Von letzteren waren zum Zeitpunkt einer Lebendgeburt 82% verheiratet. Unterschiede in der Familienplanung zeigen sich auch im Zusammenhang von Familienstand und Schwangerschaftsausgang (s. Abb. 8).

Während der Anteil der Schwangerschaftsabbrüche verheirateter Frauen in den drei ethnischen Gruppen in den USA ähnlich niedrig war (zwischen 2% und 5%), zeigten sich hier Unterschiede bezogen auf den Schwangerschaftsausgang unverheirateter Frauen: Hispanische Frauen unterbrachen die Schwangerschaft zu 19%, wenn sie nicht verheiratet waren. Einen ähnlichen Anteil finden wir bei afroamerikanischen Frauen mit 20%. Den größten Anteil der Schwangerschaftsabbrüche unverheirateter Frauen zeigt sich mit 41% bei den Euroamerikanerinnen.

Abb. 8: Familienstand und Ausgang der ersten Schwangerschaft



Die Betrachtung der Einkommensgröße lässt erkennen, dass mit steigendem Einkommen weniger Geburten in jungen Jahren vorkommen und dass bei sinkendem Einkommen frühe, ungewollte Schwangerschaften öfters ausgetragen werden. So werden in den USA bei einem Einkommen unterhalb 100% der Armutsgrenze 9% (hispanische Frauen: 5%, Euroamerikanerinnen: 14%, Afroamerikanerinnen: 9%), bei einem Einkommen über 200% der Armutsgrenze 19% (hispanische Frauen: 16%, Euroamerikanerinnen: 19%, Afroamerikanerinnen: 22%) der zu früh eingetretenen ersten Schwangerschaften abgebrochen.

Ebenso wie schwarze Frauen, die eine Schwangerschaft seltener abbrechen, wenn sie unverheiratet sind, kommen Abbrüche bei Erstschwangeren aus den neuen Bundesländern seltener vor (5,1% im Vergleich zu 9,2%; Helfferich et al. 1996: Daten der DESIS-Studie).

Insgesamt scheinen gesellschaftliche Erwartungen in Richtung einer formalen Legitimierung der Sexualität am deutlichsten bei euroamerikanischen Frauen zum Tragen zu kommen.

Soziales Kapital und Geburtskontrolle beim ersten Geschlechtsverkehr

Erwartungen und Verpflichtungen, soziale Normen und Informationskanäle sind die drei wesentlichen Formen „Sozialen Kapitals“ im Konzept von James Coleman (1988). Sowohl familiäre Netzwerke als auch außerfamiliäre Beziehungen enthalten potentiell Kapital, das den Gemeinschaftsmitgliedern gegenseitig nutzen kann. Religion und Erziehung werden in diesem Konzept als bedeutende Ressourcen „Sozialen Kapitals“ verstanden. Unsere Frage war, ob das durch Religion und Erziehung erhaltene „Soziale Kapital“ sexuelles Verhalten beeinflusst, und wenn ja, in welcher Weise. Welche Rolle spielen also Sexualaufklärung im familiären Rahmen und die meist in einer Gemeinschaft ausgelebte Religiosität hinsichtlich sexuellen Verhaltens?

Uns interessierte sowohl die Art der sexuellen Aufklärung, als auch die jeweilige Bedeutung der Religion im täglichen Leben sowie das Ausmaß religiöser Erziehung. Als Zielgröße dieser Einflussfaktoren betrachten wir das Alter beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr und den Anteil der Frauen, die beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr verhüteten.

Bedeutung von Religion und religiöser Erziehung: Verhütung und Alter beim „ersten Mal“

Die überwiegende Mehrheit der Frauen der drei ethnischen Gruppen aus den USA erklärten, dass

Religion in ihrem täglichen Leben sehr wichtig sei (72% der Afroamerikanerinnen, 56% der Frauen hispanischer Herkunft und 46% der Euroamerikanerinnen). Lediglich für 3% der afroamerikanischen, 6% der hispanischen und 12% der euroamerikanischen Frauen besitzt Religion keine Wichtigkeit für das tägliche Leben.

Ganz anders hingegen stellt sich die Situation in Deutschland dar. Während 43% der Frauen aus den alten Bundesländern sich nicht mit einer Religion verbunden fühlten, traf dies für 87% der Frauen aus den neuen Bundesländern zu.

Für deutsche Frauen ließ sich kein Zusammenhang zwischen der Stärke der religiösen Erziehung und der Verhütung beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr feststellen. Bei der Betrachtung dieses Zusammenhanges für die Frauen aus den USA zeigte sich ein schwacher Zusammenhang: Die Prävalenz von Verhütung beim ersten Geschlechtsverkehr nimmt mit steigender Anzahl der Kirchenbesuche im Alter von 14 Jahren leicht zu. Dies gilt für Frauen hispanischer und euroamerikanischer Herkunft. Bei Frauen afroamerikanischer Herkunft zeigte sich kein Zusammenhang (s. Abb. 6).

Somit besteht insgesamt nur ein schwacher Zusammenhang zwischen Religiosität und der Verwendung von Verhütungsmitteln beim ersten Geschlechtsverkehr. Das Ausmaß der religiösen Erziehung US-amerikanischer Frauen wirkt sich jedoch auf das Alter beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr aus: Je häufiger die Anzahl der Kirchenbesuche im Alter von 14 Jahren, desto höher das Alter beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr (s. Abb. 9 und 10).

Sexuelle Aufklärung und Verhütung beim „ersten Mal“

Zur Frage des Nutzens von „Sozialem Kapital“ in Form sexueller Aufklärung betrachten wir, wie häufig Frauen als Jugendliche mit ihren Eltern über Themen wie Sexualität oder Verhütung sprechen konnten. Für Frauen aus den USA konzentrieren wir uns auf Aufklärung durch die Eltern und den Abstinenz-Unterricht. Im Rahmen eines 1996 beschlossenen Wohlfahrtsreformprogramms der Clinton-Regierung erhielten die Staaten jährlich 50 Millionen US-Dollar zur Finanzierung von Abstinenzprogrammen (Child Welfare League of America, 1998). Bei den Programmen handelt es sich um schulischen Unterricht, der Enthaltensamkeit bis zur Ehe propagiert („just-say-no“), wobei Methoden der Geburtskontrolle und Safer-Sex nicht, bzw. in einem negativen Kontext – z.B. „Ver-sagerquote“ – angesprochen werden.

Frauen hispanischer Abstammung wurden zu 33% von ihren Eltern aufgeklärt und konnten zu 23% mit ihren Eltern über Geburtskontrolle sprechen. 50% der afroamerikanischen Frauen sprachen mit den Eltern darüber, wie eine Schwangerschaft entsteht, und zu 44% über Methoden der Geburtskontrolle. Zwar konnten 54% der euroamerikanischen Frauen mit ihren Eltern darüber sprechen, auf welche Weise eine Schwangerschaft eintreten, jedoch nur zu 39%, wie eine solche verhütet werden kann.

Aufklärung durch die Eltern und die Schule wurde im deutschen Survey anders bzw. nicht erfragt. In Deutschland haben alle Schulkinder an Sexualaufklärung teilgenommen, wenn auch in unterschiedlicher Qualität. Elterliche Sexualaufklärung im deutschen Survey wurde bestimmt als Angabe von Mutter oder Vater in mindestens einer der drei Antwortvorgaben zu der Frage: „Mit welchen Vertrauenspersonen konnten sie als Jugendliche über Fragen der Sexualität oder Verhütung sprechen? Nennen Sie mir die wichtigsten Personen“. 57% der Frauen aus den neuen Bundesländern gaben mindestens einmal die Mutter, bzw. den Vater als Ansprechperson an; in den alten Bundesländern waren dies 55%.

In den USA verhüten insgesamt zwischen 35% (hispanische Frauen), 46% (schwarze Frauen) und 62% (Euroamerikanerinnen) beim ersten Geschlechtsverkehr.

Inwieweit hängt die Nutzung von Verhütungsmitteln beim ersten Geschlechtsverkehr mit der Art der erhaltenen Sexualaufklärung zusammen? Konnten die befragten Frauen mit ihren Eltern über Schwangerschaftsverhütung sprechen und erhielten dazu institutionelle Abstinenzernziehung, dann liegt der Anteil der beim ersten Geschlechtsverkehr verhütenden Frauen bei 53% für die Frauen hispanischer Herkunft, bei 72% für Euroamerikanerinnen und bei 60% für Afroamerikanerinnen. Nahmen die Frauen weder an institutionellen Abstinenzprogrammen teil, noch konnten sie mit den Eltern über Verhütung sprechen, dann reduziert sich der Anteil der verhütenden beim ersten Geschlechtsverkehr auf 26% bei Frauen hispanischer Herkunft, auf 54% bei Euroamerikanerinnen und auf 33% bei Afroamerikanerinnen.

Beim Vergleich der Gruppen, die ausschließlich elterliche Aufklärung, bzw. ausschließlich institutionelle Abstinenzernziehung erhielten, lassen sich

Abb. 9: Kirchenbesuche im Alter von 14 Jahren und Prävalenz von Verhütung beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr, USA

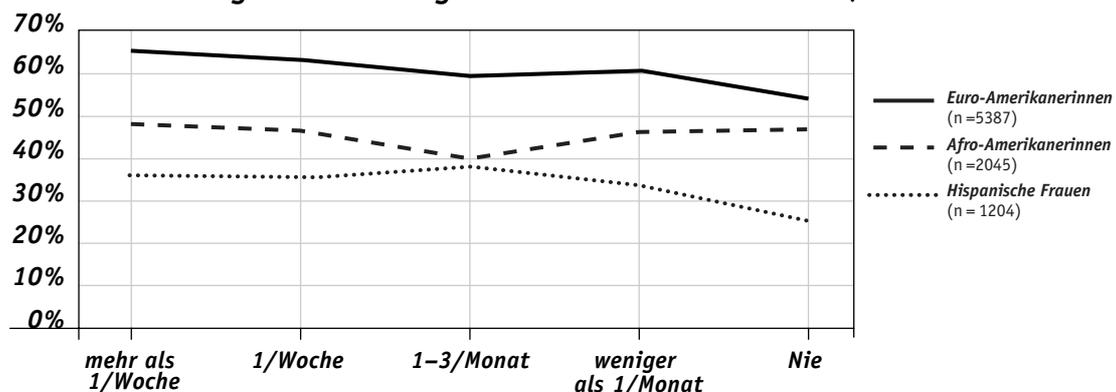
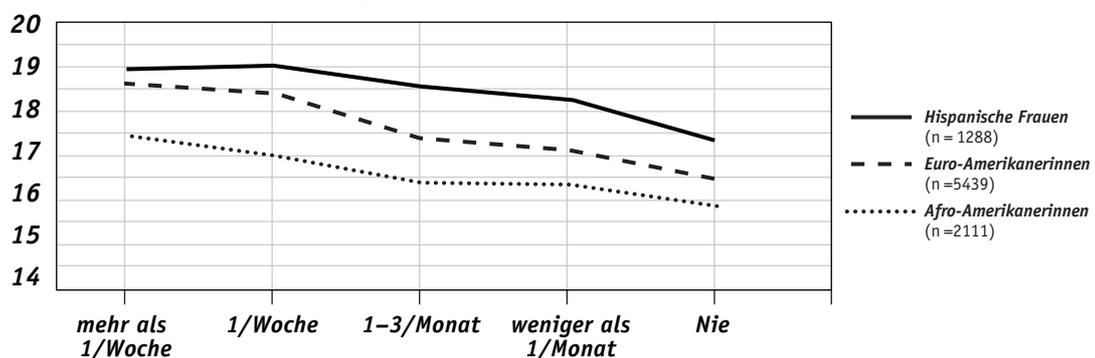


Abb. 10: Kirchenbesuche im Alter von 14 Jahren und das Alter beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr, USA



nur geringe Unterschiede hinsichtlich des Verhütungsverhaltens beim ersten Geschlechtsverkehr feststellen.

Auch in West-Deutschland ist die Verwendung von Verhütungsmitteln kaum häufiger, wenn die Kinder mit ihren Eltern über sexuelle Themen und Verhütung sprechen konnten. Demgegenüber verhüteten die Frauen in den neuen Bundesländern zu 74%, wenn mit den Eltern über sexuelle Themen gesprochen wurde und lediglich zu 47%, wenn dies nicht möglich war (s. Abb. 11). Insgesamt verhüteten in Deutschland 62% der Frauen aus den neuen Bundesländern und 80% der Frauen aus den alten Bundesländern beim ersten Geschlechtsverkehr.

Gesellschaftlicher Umgang mit Sexualität in den USA und in Deutschland

Die Ergebnisse zeigen:

Das Durchschnittsalter des ersten gewollten Geschlechtsverkehrs der betrachteten fünf Gruppen (hispanische Frauen, Afroamerikanerinnen, Euroamerikanerinnen, Frauen aus den neuen sowie aus den alten Bundesländern) ist kaum voneinander abweichend.

Im Verhütungsverhalten beim ersten Geschlechtsverkehr bestehen deutliche Unterschiede zwischen den USA und Deutschland: in den USA wird seltener verhütet.

Der Anteil nicht gewollter erster Schwangerschaften ist in den USA größer als in Deutschland.

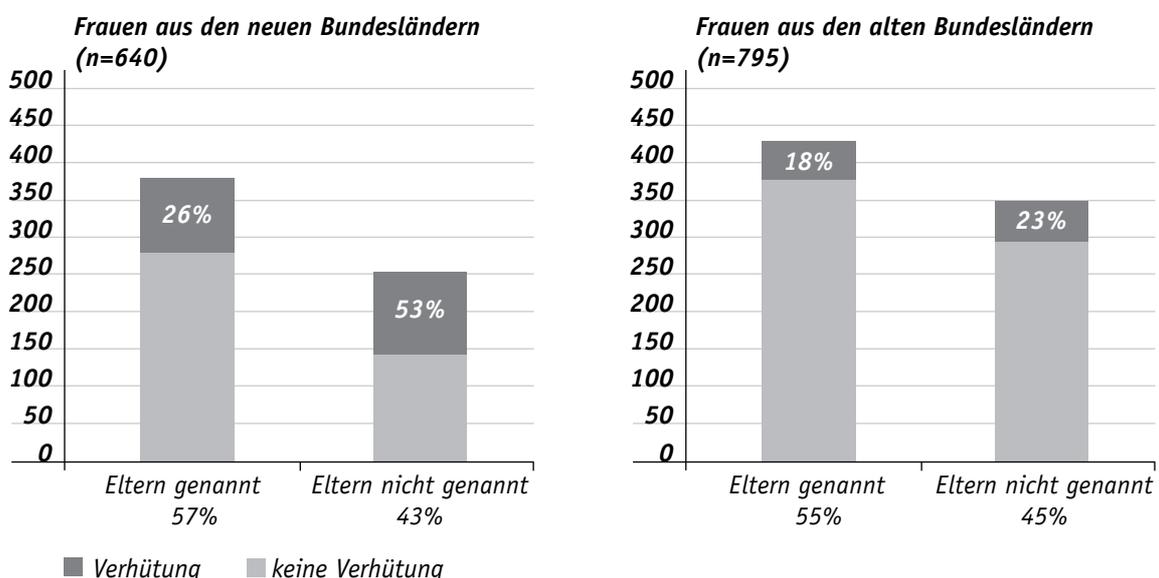
Erste Schwangerschaften werden in den USA häufiger bei unverheirateten weißen Frauen abgebrochen.

Wir vermuten, dass diese Unterschiede teilweise durch die Bedeutung der Religion in den USA erklärt werden können. Die Häufigkeit von Kirchenbesuchen zeigt einen schwachen Zusammenhang mit der Verwendung von Verhütungsmitteln beim ersten Geschlechtsverkehr und dem Alter beim ersten Geschlechtsverkehr. Religion ist in der vorliegenden Darstellung jedoch noch nicht hinreichend spezifiziert, da die Unterschiedlichkeit der Religionsgruppen nicht berücksichtigt wurde.

Religion scheint jedoch in den USA in großem Maße den gesellschaftlichen Sexualitätsdiskurs zu bestimmen. Das Ziel vorehelicher Enthaltbarkeit wird aber im Vergleich zu Deutschland, in dem kein Abstinenzprogramm existiert, nicht im größeren Umfang erreicht. Gleichzeitig wird in Kauf genommen, dass Jugendliche auf den ersten Geschlechtsverkehr nicht vorbereitet werden, dadurch seltener verhüten und häufiger eine Schwangerschaft abbrechen. In den USA scheint das „just-say-no“-Programm zu Sexualität vor der Ehe offenkundig auf nicht rationalen Entscheidungen zu basieren bzw. nicht an Fakten ausgerichtet zu sein. Quasi im Sinne paradoxer Intention wird stattdessen eher eine Haltung von „just-say-no“ zu Verhütungsmitteln und Safer-Sex hervorgerufen.

Soziale Erwartungen äußern sich in Normen, die wiederum sexuelles Verhalten im weitesten Sinne

Abb. 11: Elterliche Sexualaufklärung und Anteil der nicht-verhütenden Frauen beim ersten gewollten Geschlechtsverkehr, Deutschland



beeinflussen können. Ein nicht formal eingebundenes Sexualleben wird in den USA seltener toleriert als in Europa (Michael et al. 1998), gleichzeitig ist der Anteil unintendierter Schwangerschaften in den USA höher.

Im Gegensatz zu der – religiös motivierten – restriktiven Diskussion in den USA herrscht in Deutschland ein eher „aufgeklärter“ Diskurs um sexuelles Verhalten. So betont die BZgA, dass „Sexualerziehung unter Einbeziehung des Körpers, der Sprache und aller Sinne (als) beste Förderung von Lebenskompetenz“ zu verstehen sei. „Sprachfähigkeit bei sexuellen Themen und die Wahrnehmung vielfältiger Gefühle trägt nicht nur zur Identitätsbildung und zur Stärkung des Selbstbewusstseins bei, sondern schützt Mädchen und Jungen vor sexuellen Grenzverletzungen(...). Die pädagogische Praxis braucht keine starren Programme, sondern differenzierte Theorie, um der Vielfalt individueller und geschlechtsspezifischer Entwicklung gerecht zu werden.“⁵

Dieser liberalen Sexuaufklärung und der Aktivität der BZgA, der verschiedenen nicht-staatlichen und Länder-Einrichtungen haben wir es u.E. zu verdanken, dass die Verwendung von Verhütungsmitteln beim ersten Geschlechtsverkehr, der Anteil nicht-gewollter und der Anteil abgebrochener Schwangerschaften in Deutschland geringer ist.

Ausblick

Ein Vergleich der Daten verschiedener nationaler Surveys erlaubt einen Einblick in die Auswirkungen des gesellschaftlichen Umgangs mit Sexualität. Daneben sind Daten zur reproduktiven Kultur und zum reproduktiven Verhalten die Basis dafür, dass die Bedeutung der zu einem späteren Zeitpunkt in der individuellen Biographie auftretenden verminderten Fruchtbarkeit verstanden werden kann. Ein Vergleich verschiedener nationaler Surveys bietet sich auch hinsichtlich des Austausches von Erfahrungen und der Zusammenarbeit innerhalb Europas an.

Im Hinblick auf die unterschiedlichen Entwicklungen in verschiedenen Industriegesellschaften denken wir, dass eine weitergehende Untersuchung der Frage, inwieweit sich „Soziales Kapital“ und insbesondere Religion auf den gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität und das reproduktive Verhalten auswirkt, bedeutsam ist. Wir können durch solche Untersuchungen lernen, negative Auswirkungen verschiedener Sexualpolitiken zu vermeiden.

Literatur

Child Welfare League of America (Hrsg./1998): Welfare Reform and Abstinence Education. An Issue Brief. Washington, DC: CWLA Press

Coleman, J.S. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital. American Journal of Sociology 94, 95–120

Geronimus, A.T. (1996): What Teen Mothers Know. Human Nature. 7(4), 323–352

Helfferrich, C.; Dässler, U.; Karmaus, W. (1996): Verbreitung von und Umgang mit Schwangerschaftsabbrüchen. In: BZgA (Hrsg.): Kontrazeption, Konzeption, Kinder oder keine. Dokumentation einer Expertentagung. Köln: BZgA, 148–160

Michael, R.T. et al. (1998): Private Sexual Behavior, Public Opinion, and Sexual Health Policy Related to Sexually Transmitted Diseases: A US-British Comparison. American Journal of Public Health 88 (5), 749–754



Barbara Keddi

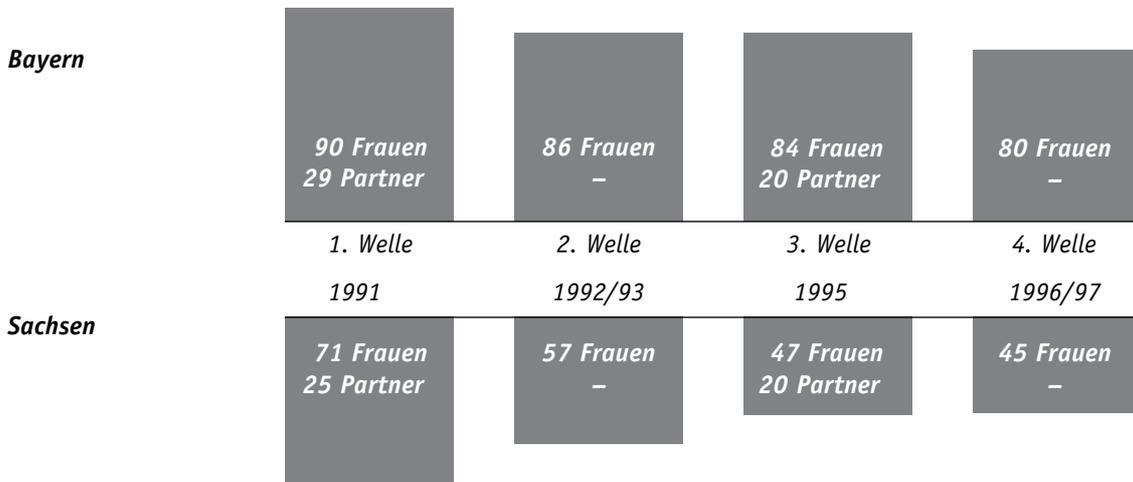
Deutsches Jugendinstitut München

Reproduktive Ereignisse und Entscheidungen: Lebensthemen junger Frauen und Paarwelt

Ich möchte anhand der Ergebnisse einer am Deutschen Jugendinstitut im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführten qualitativen Studie (Keddi/Pfeil/Strehmel/Wittmann 1999) versuchen, die innere Logik der Lebensentwürfe junger Frauen in Partner-

⁵ BZgA (2000): abrufbar unter: www.bzga.de/medien/tit_vllt.htm.

Abb. 12: Projektverlauf und Stichprobengrößen



schaften⁶ und bei Familiengründungsprozessen zu entschlüsseln. Woran orientieren sich junge Frauen bei biografischen Entscheidungen? Lässt sich ein „roter“ Faden herauskristalisieren? Oder sind Veränderungen und Schwankungen in ihren Lebensentwürfen Ausdruck der „Unentschiedenheit der weiblichen Individualisierung“ (Beck 1986: 172)? Als Schlüssel dient mir das Konzept der *Lebensthemen*.

Insgesamt viermal wurden junge Frauen (Jahrgang 1963–1972) über einen Zeitraum von sieben Jahren interviewt. Ein Auswahlkriterium war, dass sie zum ersten Erhebungszeitpunkt eine Berufsausbildung abgeschlossen und keine Kinder hatten. Befragt wurden junge Frauen aus Bayern und Sachsen jeweils in einer Großstadt, einer Kleinstadt und einer ländlichen Region; der Bildungsstand entsprach der regionalen Streuung. Von 125 jungen Frauen, 80 in Bayern und 45 in Sachsen, liegen Längsschnittdaten über sieben Jahre vollständig vor. Sie waren zu Beginn der Untersuchung zwischen 19 und 27 Jahren alt.

Was sind Lebensthemen?

Lebensthemen sind als roter Faden handlungsleitend und strukturierend, in dieser Lebensphase dominieren sie die biografischen Entscheidungen und Handlungen der befragten jungen Frauen. Sie blieben über den gesamten Erhebungszeitraum (sieben Jahre) unverändert, auch wenn sich die Situa-

tion der Frauen veränderte, etwa durch eine neue Partnerschaft, Familiengründung oder Arbeitslosigkeit. Das eigene Lebensthema ist den Frauen oft nicht bewusst und es ist auch von außen oft nicht auf den ersten Blick erkennbar. Es kommt zum Ausdruck in der Bedeutung unterschiedlicher Lebensbereiche – wie Beruf und Familie –, den Zukunftsvorstellungen im Sinn von vagen Wünschen, den Plänen, also der konkreten Ebene, auf der Wünsche zu realisierbaren Zielen werden, und der Realisierung auf der Handlungsebene. *Lebensthemen* bewegen sich auf der Ebene zwischen kollektiven und individuellen Lebensentwürfen.

Entgegen unserer Grundannahme des doppelten Lebensentwurfs sind Beruf und Familie in der Lebensphase zwischen 20 und 35 durchaus nicht für alle Frauen strukturierend. Der moderne kollektive Lebensentwurf für Frauen, die Doppelorientierung auf Beruf und Familie, ist ein weiblicher Lebensentwurf, aber nicht der einzige. Er wird von den jungen Frauen nicht zwingend aufgegriffen.

Wir konnten im Gegenteil sieben unterschiedliche *Lebensthemen* identifizieren.

Bereichsbezogene *Lebensthemen*: Bei einem Teil der jungen Frauen stehen Bereiche wie Familie, Beruf oder die Balance von Familie und Beruf im Vordergrund und strukturieren ihr Leben, ihr Handeln und ihre Vorstellungen, andere Lebensbereiche sind nachgeordnet. Ein klassisches *Lebensthema*

Tab. 8: *Lebensthemen junger Frauen*

Bereichsbezogen	Bereichunspezifisch
Familie	Eigener Weg
Doppelorientierung auf Familie und Beruf	Gemeinsamer Weg
Beruf	Aufrechterhalten des Status quo
	Suche nach Orientierung

⁶ Als Partner gelten, über Berger/Kellners Definition von 1965 hinausgehend, grundsätzlich alle, die von den jungen Frauen als feste Partner angesehen werden, unabhängig von ihrer Dauer, von der Lebensform, vom Familienstand und vom Geschlecht.

ist die **Balance zwischen Beruf und Familie**, die dem normativen Modell des doppelten Lebensentwurfs entspricht. Junge Frauen mit diesem Lebensthema beziehen ihren individuellen Lebensentwurf auf die Konkretisierung und Vereinbarung beider Lebensbereiche: "Sich im Beruf wohlfühlen und in der Familie und sich keine Gedanken machen müssen, dass Beruf und Familie vernachlässigt werden".

Weitere bereichsbezogene Lebensthemen sind die **Familie** oder der **Beruf**. Ersteres spiegelt klassisch weibliche Zuständigkeiten und Leitbilder wider - "Mann mit gutem Einkommen, zwei Kinder, Häuschen, das würde mich ausfüllen" -, letzteres greift einen als männlich bzw. für Frauen neu attribuierten Bereich auf: "Ich könnte niemals Hausfrau sein". Der Beruf, die Familie oder beides geben den Frauen Orientierung bei der Gestaltung individueller Lebensentwürfe, stehen bei biografischen Entscheidungen im Vordergrund und zeigen Wirkung auf die Bedeutung anderer Lebensbereiche. Natürlich erfordern bereichsbezogene Lebensthemen nicht Ausschließlichkeit, auch andere Lebensbereiche sind für die Frauen im Alltag relevant, jedoch weder bestimmend noch vorrangig handlungsleitend.

Im Auswertungsprozess zeigte sich, dass keineswegs nur spezifische Lebensbereiche das Handeln und die Lebensentwürfe der jungen Frauen dominieren. Eine Reihe von Frauen setzt zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedliche Schwerpunkte, andere verzichten scheinbar völlig darauf, keiner der untersuchten Lebensbereiche strukturiert als roter Faden ihr Leben. Es wäre möglich gewesen, eine Restkategorie "individualisiert" oder "modernisiert" einzuführen. Unser Interesse war jedoch ein anderes. Wir wollten feststellen, ob sich im Wechsel oder Fehlen zentraler Lebensbereiche bestimmte Muster abzeichnen. Erst im Längsschnitt konnten unterschiedliche Orientierungen, Suchbewegungen und Schwankungen als das erfasst werden, was sie sind: Lebensthemen, die quer zu den Lebensbereichen stehen. Das Muster dieser bereichsübergreifenden Lebensthemen war ebenso geprägt von einer Kontinuität in spezifischen Vorstellungen und Plänen für das eigene Leben. Frauen, die für sich mit diesen Lebensthemen Prioritäten setzen, wirken auf den ersten Blick wenig begreifbar, sprunghaft oder blass. Dies greift jedoch zu kurz. Bereichsunspezifische Lebensthemen orientieren sich an biografischen Entwicklungsprozessen; die jungen Frauen versuchen ihrem Bedürfnis nach Autonomie und Eigenständigkeit nachzugehen und einen **Eigenen Weg** zu verfolgen: "Träume muss man auch verwirklichen". Oder sie versuchen dauerhafte Verbundenheit und Nähe über einen **Gemeinsamen**

Weg mit einem Partner herzustellen: "Wenn ich jemanden kennengelernt hätte, der nicht studiert hätte, hätte ich vielleicht nicht studiert, so einfach ist das". Andere folgen dem Wunsch nach Beständigkeit auf einem zufriedenstellenden Niveau und möchten sich vor allem diesen **Status quo** erhalten: "Ich habe alles, was ich will". Eine weitere Gruppe junger Frauen ist auf der **Suche nach Orientierung**, sie befindet sich in Auseinandersetzung mit dem widersprüchlichen Angebot an kollektiven Lebensentwürfen und Leitbildern, wodurch ihr biografisches Handeln inkonsistent bleibt: "Irgendwann einmal zufrieden sein".

Die herausgefilterten Lebensthemen sind für den gesamten Lebenszusammenhang der jungen Frauen von hoher Relevanz. Vorstellungen, Pläne und deren Reichweite, Handeln, Nicht-handeln oder Nicht-handeln-können orientieren sich am Lebensthema. Ablauf und Planung von Familienbildungsprozessen haben beispielsweise einen deutlichen Bezug zum Lebensthema und werden oft erst dadurch verständlich. Die analytische Unterscheidung der Lebensthemen in bereichsbezogen und bereichsunspezifisch verliert ihre Bedeutung innerhalb der Typologie. Bei den einzelnen Typen steht das gemeinsame Kennzeichen aller Lebensthemen im Vordergrund: die sinnstiftende und handlungsleitende Funktion für biografische Entscheidungen. Aus dieser Perspektive heraus verliert eine (Be-)wertung der Lebensthemen ihren Sinn. Relevant ist allein die Funktion und Wirksamkeit der Lebensthemen, Lebensentwürfe zu beeinflussen und zu strukturieren - und nicht ihr Gegenstand. Die unterschiedlichen Gelegenheitsstrukturen in Bayern und Sachsen und auch in den Regionen - Großstadt, Kleinstadt und Land - schlagen sich wider Erwarten nicht in unterschiedlichen Lebensthemen nieder. Das Gleiche gilt für den Bildungsabschluss oder die Berufsausbildung. Ausnahme ist das Lebensthema „Familie“; wir haben es überwiegend bei Frauen aus der ländlichen und kleinstädtischen Region mit Hauptschulabschluss gefunden. Dies bedeutet im Umkehrschluss aber nicht, dass alle jungen Frauen auf dem Land immer das Lebensthema „Familie“ haben.

Wie spiegeln sich nun die Lebensthemen der jungen Frauen in ihren Lebensformen und Partnerschaften wider?

Da auch ein Teil der Partner der jungen Frauen in zwei Wellen befragt wurde, haben wir auch bei ihnen nach Lebensthemen gesucht. Wichtigstes Ergebnis ist, dass die jungen Männer von der Schwerpunktsetzung her die gleichen langfristigen Lebensthemen wie die jungen Frauen haben. Dies widerlegt zwar nicht, dass der Beruf einen wichtigen Stellenwert für sie hat - wie auch für die jungen Frauen, dieser ist jedoch graduell sehr

unterschiedlich, auch andere Themen geben ihrem Leben Struktur. Die Lebensthemen werden über die Geschlechtergrenzen hinweg in gleicher Weise formuliert, es wird bis ins Detail die gleiche Rhetorik benutzt. Das bedeutet beispielsweise, dass Frauen mit dem Lebensthema „Beruf“ Männern mit dem gleichen Lebensthema in ihren Vorstellungen, Plänen und Umsetzungsschritten ähnlicher sind als sie es Frauen mit dem Lebensthema „Familie“ sind. In Bezug auf die Lebensthemen gibt es keine Frauen- und Männerwelten.

Konstruktion von Partnerschaften

Wie werden nun die individuellen Lebensthemen in die Partnerschaft eingebracht, welche Machtverhältnisse ergeben sich dabei und wie wird die gemeinsame Zukunft als Paar konstruiert und Alltag gelebt? Zu 36 Paaren liegen vollständige Längsschnittdaten vor. Die individuellen Lebensthemen der jungen Frauen und ihrer Partner wurden auf der Paarebene zueinander in Beziehung gesetzt. Überraschend war, mit welcher Eindeutigkeit bei den meisten befragten Paaren eine Übereinstimmung in den Lebensthemen besteht; das heißt junge Frauen mit dem Lebensthema „Familie“ leben überwiegend mit jungen Männern dieses Themas zusammen, junge Frauen mit dem Lebensthema „Eigener Weg“ überwiegend mit jungen Männern mit diesem Lebensthema.

Konstellationen mit übereinstimmenden Lebensthemen:

Lebensthema Familie

Paare, bei denen beide das Lebensthema „Familie“ haben, lassen sich dadurch charakterisieren, daß ein gemeinsames, festumrissenes Ziel besteht, die Familiengründung. Vorstellungen, Pläne und Handlungen sind explizit, auf allen Ebenen und langfristig dadurch strukturiert. Als Lebensform wird die Ehe mit Familie angestrebt und umgesetzt. Sowohl von den Frauen als auch von den Männern werden ganz bewusst berufliche Möglichkeiten nicht realisiert. Da die Finanzen und materiellen Voraussetzungen sehr wichtig sind, arbeiten beide vor der geplanten Familiengründung, um einen Grundstock zu legen. Konsequenterweise wird die Familiengründung erst in Angriff genommen, wenn die Voraussetzungen geschaffen sind und auch für die Familienphase ein gesichertes Familieneinkommen vorhanden ist. Spätestens mit der Geburt des Kindes teilt sich die Welt dieser Paare auf, es existiert zwar nun eine gemeinsame Familie, die jedoch komplementär gelebt wird. So ziehen die Paare zwar an einem Strang, aber der Mann lebt Familie in der klassischen Rolle des Alleinverdieners, während die Frau Familie in der Rolle der Hausfrau, Mutter und Ehefrau lebt. Die jungen Frauen äußern sich übrigens trotz ihres

Einverständnisses in eine traditionelle Arbeitsteilung unzufrieden darüber, dass sich ihre Partner meist völlig aus Kinderbetreuung und Haushalt heraushalten.

Lebensthema Doppellorientierung auf Familie und Beruf

Das strukturierende Element dieser Partnerschaften ist, ein Gleichgewicht zwischen Beruf und Familie herzustellen und zu leben. Dies wird bei der Planung und Umsetzung von beiden Partnern im Blick gehalten. Der Beruf ist inhaltlich beiden Partnern sehr wichtig, es besteht ein hoher Qualitätsanspruch an die Partnerschaft und gleichzeitig ist eine Familiengründung wichtiger Bestandteil des Lebens. Die typischen Lebensformen sind Ehe oder nichteheliche Lebensgemeinschaft. Der Abstimmungsbedarf ist hoch; häufige Gespräche sind charakteristisch und beiden Partnern wichtig. Auf der Handlungsebene wird deutlich, dass von den Vorstellungen zur Verwirklichung ein weiter Weg ist (vgl. auch Pfeil 1995): Kein einziger der jungen Männer ist beispielsweise bereit, auf Teilzeit zu gehen. Allerdings beteiligen sie sich in weitaus höherem Maße als Partner mit anderen Lebensthemen an Haushalt und Kinderbetreuung und unterstützen auch die beruflichen Ambitionen ihrer Partnerin.

Lebensthema Beruf

Der berufliche Bereich, klassischer Strukturgeber in männlichen Biografien, steht im Vordergrund der Vorstellungen, Pläne und Handlungen der Paare. Beide Partner haben den deutlichen Wunsch, weiter und höher zu kommen. Dem sind andere Lebensbereiche deutlich nachgeordnet. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Partnerschaft, Ehe oder Kinder ausgeschlossen werden, sie haben jedoch keinen eigenen Stellenwert. Familie wird nicht explizit geplant, sondern beide Partner lassen es eher darauf ankommen. Auf der Vorstellungs- und Umsetzungsebene bestehen individuelle Strategien, das heißt es wird wenig in gemeinsamen Kategorien gedacht. In der Partnerschaft werden beiden Partnern gleiche Rechte der beruflichen Verwirklichung zugestanden. Die Hausarbeit wird irgendwie erledigt oder nach außen delegiert. Bezogen auf die Betreuung von Kindern werden kaum konkrete Vorstellungen geäußert, sondern es wird davon ausgegangen, dass sie schon zu organisieren sei. Die Verantwortung dafür wird bei minimalem Aufwand jedoch einvernehmlich eher bei den Frauen gesehen. Eine hohe Bedeutung des Berufs für Frauen stellt also die grundsätzliche weibliche Zuständigkeit für die Familienorganisation nicht automatisch in Frage. Die typische Lebensform sind Ehe oder Nichteheliche Lebensgemeinschaft.

Lebensthema Eigener Weg

Im Vordergrund steht die Suche nach einem eigenständigen, nicht an normativen Vorgaben orientierten Leben. Biografische Entscheidungen werden daran immer wieder gemessen und relativiert. Beide Geschlechter betonen die Bedeutung von Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Freiräumen in der Partnerschaft, sie sehen sich vor allem als Mensch. Richtschnur der eigenen Entwicklung ist eine möglichst vielseitige Persönlichkeitsentfaltung. Die Suche nach dem eigenen Weg bedeutet auch, das Erreichte immer wieder in Frage zu stellen. Partnerschaft, Beruf und auch die Gründung einer Familie werden als Möglichkeiten der Selbstentfaltung gesehen, aber nicht als feste und unbedingte Größen im Leben. In diesem Zusammenhang werden die Beziehungen zwischen Männern und Frauen individualisiert, also unabhängig von traditionellen Rollenvorgaben und klaren Zuständigkeiten als Frau oder Mann gesehen. Männer wie Frauen sehen sich als zuständig für ihren eigenen Lebensunterhalt und das Modell der Doppelverdienerschaft als selbstverständlich an. Gegenseitige Unterstützung und Akzeptanz geben den Rahmen der Partnerschaft vor, ansonsten gehen die Partner eigene, teils auch getrennte Wege. Typische und relativ langfristige Lebensformen sind Living-apart-together oder auch Singlesein.

Lebensthema Aufrechterhalten des Status quo

Diese Paare entwerfen keine klaren Zukunftsperspektiven, weder individuell noch bezogen auf Partnerschaft, Familiengründung oder Beruf. Sie sind im Großen und Ganzen zufrieden mit ihrem Leben. Allerdings schwingt häufig das Gefühl mit, doch etwas versäumt zu haben. Große Veränderungen sind nicht erwünscht und werden oft auch nicht als möglich angesehen. Es geht um ein "gutes Leben" und einen "ordentlichen Lebensstandard". Im Vergleich zu allen anderen Partnerschaftstypen beschreiben beide Partner ihre Bindung als nicht sehr eng. Die Partnerschaft ist ein pragmatisches Nebeneinander, eine langfristig stabile Zweckgemeinschaft. Abgesehen vom äußeren Rahmen, den sich die Partner gegenseitig bieten und der in der Lebensform Ehe sowie dem gemeinsamen Hausstand oder Wohneigentum begründet ist, lässt sich kein Partnerschaftselement erkennen, das sie gemeinsam gestalten. Die Vorstellungen zur Arbeitsteilung sind traditionell. Als Lebensform sind vor allem Living-apart-together oder Singles vertreten.

Lebensthema Suche nach Orientierung

Keinen Lebensentwurf zu haben, der als roter Faden über den gesamten Untersuchungszeitraum deutlich wird, oder sehr widersprüchliche Vorstel-

lungen zu äußern und sich nicht für eine Alternative entscheiden und aktiv dafür einsetzen zu können, ist für diese Paare auf der individuellen und der partnerschaftlichen Ebene charakteristisch. Die Unentschiedenheit, ein verbindliches Lebenskonzept zu wählen, potenziert sich. Auffällig häufig sind biografische Konstellationen mit schweren und chronischen Krankheiten, Familienkonstellationen mit Todesfall, Alkoholismus oder Scheidung, schwierigen Elternbeziehungen oder beruflichen Schwierigkeiten, die nicht bewältigt werden können. Vor allem in Sachsen kommen Unsicherheitsgefühle aufgrund nicht gesicherter Arbeitsverhältnisse seit der Wende hinzu. Häufig treffen mehrere der genannten Faktoren aufeinander. Es sind kaum biografische oder soziale Ressourcen vorhanden, um diese Probleme zu lösen. Die Partnerschaften sind sehr stabil und bestehen fast durchweg über den gesamten Untersuchungszeitraum. In einem Fall kommt es zur Trennung; die junge Frau geht eine neue Partnerschaft ein, in der der Partner wiederum das gleiche Lebensthema aufweist. Die Handlungen sind reaktiv und stets auf aktuelle Anforderungen bezogen. Für diese Paare trifft zu, was Willi (1991) unter den Begriff der Kollusion fasst: Die Partner verstärken sich in Entwicklungsvermeidungen und in Ängsten vor anstehenden Entwicklungsschritten. Dauerhafte und tragfähige gemeinsame Planungen und Vorstellungen können schon deshalb nicht entwickelt werden, weil die beiden Partner keine klaren Vorstellungen besitzen. Dennoch sind sie vordergründig zufrieden mit der Partnerschaft, allerdings unzufrieden mit der Gesamtsituation. Häufige Lebensform ist Living-apart-together oder Single.

Bei den Paaren mit übereinstimmenden Lebensthemen stellt die Gemeinsamkeit der Lebensthemen die Basis des Zusammenlebens, des Planungshorizontes und der Umsetzungsschritte dar. Auch über die Gestaltung der Partnerschaft bestehen übereinstimmende Vorstellungen. Wie ist die Situation nun bei Paaren mit unterschiedlichen Lebensthemen? Verändern sich hier die individuellen Lebensthemen im Laufe der Paarbildung? Wie tragfähig sind diese Partnerschaften?

Partnerschaften mit unterschiedlichen Lebensthemen sind in unserem Sample sehr viel seltener als Partnerschaften mit gleichen Lebensthemen. Es lassen sich grundsätzlich zwei Konstellationen unterscheiden: Paare mit sich ergänzenden und mit trennenden Lebensthemen.

Sich ergänzende Lebensthemen sind dadurch charakterisiert, dass sie sich trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen als Bausteine einer Partnerschaft funktional ergänzen und eine Basis für

das gemeinsame Zusammenleben bieten. Dabei hat entweder die junge Frau oder ihr Partner das Lebensthema **Gemeinsamer Weg**. Dieses Lebensthema, das ein spezifisch weibliches zu sein scheint, tritt bei jungen Männern in gleicher Weise auf. Auch sie beziehen sich dann auf ihre Partnerin, die den Rahmen der Partnerschaft und die Entwicklungsrichtung definiert, sie fügen sich in diesen Rahmen und ergänzen ihn. Die Ergänzung erfolgt nicht ausschließlich passiv, sondern es wird durchaus ein aktiver Part innerhalb des vorgegebenen Rahmens übernommen. Demzufolge können sowohl Frauen als auch Männer über die Definitionsmacht in diesen Partnerschaftskonstellationen verfügen. Vor allem für junge Frauen mit einem Partner dieses Lebensthemas sind die Chancen in dieser Paarkonstellation, ihre beruflichen Prioritäten auch bei einer Familiengründung beibehalten zu können, sehr groß.

Paarbeziehungen mit trennenden Lebensthemen bestehen nur selten über mehrere Erhebungszeitpunkte und verlaufen konfliktreich, entweder unterschwellig oder offen; häufig trennen sich die Partner im Erhebungszeitraum voneinander. Die Diskrepanz zwischen den individuellen Lebensthemen scheint unüberbrückbar, funktionale Arrangements sind nicht möglich. Auch Gespräche und Aushandlungsprozesse, die bei Paaren mit einem gemeinsamen Lebensthema zur Abstimmung wichtig sind und praktiziert werden, können den grundsätzlichen Konflikt unterschiedli-

cher Lebensthemen nicht lösen. Es kommt zu Krisen, Trennungen oder nicht zu lösenden, schwellenden Konflikten. Häufig treten Missverständnisse und Kommunikationsprobleme auf. Hierbei handelt es sich – dies sei ausdrücklich betont – nicht um Frauen – und Männerwelten, sondern um unterschiedliche Lebensthemenwelten. Auch wenn der Fortbestand der Partnerschaft in Frage gestellt wird, bleiben die Frauen (und Männer) ihrem individuellen Lebensthema "treu".

Familiengründungsprozesse im Licht der Lebensthemen

Wie zeigt sich nun die Relevanz der Lebensthemen bei Familiengründungsprozessen? Jedes Lebensthema stellt Kinder und Familie in einen anderen Zusammenhang. So zentral und unverzichtbar wie für das Lebensthema „Familie“ sind Kinder für kein anderes Lebensthema. Allerdings haben Kinder auch für das Lebensthema „Doppelorientierung auf Familie und Beruf“ eine sehr hohe Bedeutung, sind dabei aber dem beruflichen Bereich gleichgestellt. Für das Lebensthema „Beruf“ sind Kinder zwar nachgeordnet, aber nicht ausgeschlossen. Vom Lebensthema „Eigener Weg“ lässt sich nicht unmittelbar auf die Bedeutung von Kindern schließen. Sie können ein Baustein innerhalb des eigenen Lebens sein, der der persönlichen Weiterentwicklung dient. Für Frauen oder Männer mit dem Lebensthema „Gemeinsamer Weg“ sind Kinder nur von geringer Bedeutung, ihnen geht es vorran-

Tab. 9: Familiengründung und Lebensthema

Lebensthema Sie	Familiengründung im Untersuchungszeitraum	Lebensthema Er
Paare mit gemeinsamen Lebensthemen		
Familie	überwiegend ja	Familie
Doppelorientierung auf Familie und Beruf	überwiegend ja	Doppelorientierung auf Familie und Beruf
Beruf	teilweise	Beruf
Eigener Weg	teilweise	Eigener Weg
Aufrechterhalten des Status Quo	nein	Aufrechterhalten des Status Quo
Suche nach Orientierung	nein	Suche nach Orientierung
Paare mit ergänzenden Lebensthemen		
Beruf	nein	Gemeinsamer Weg
Gemeinsamer Weg	nein	Familie
Paare mit trennenden Lebensthemen		
Familie	nein	Beruf
Beruf	nein	Eigener Weg
Eigener Weg	nein	Doppelorientierung auf Familie und Beruf
Gemeinsamer Weg	nein	Eigener Weg
Beruf	ja	Familie

gig um die Partnerschaft und die gemeinsame Zukunft. Auch beim Lebensthema „Aufrechterhalten des Status quo“ spielen Kinder nur eine unbedeutende Rolle, im Gegenteil, sie stellen eher eine Bedrohung für die Situation, die es zu erhalten gilt, dar. Charakteristisch für das Lebensthema „Suche nach Orientierung“ ist, dass die Bedeutung von Kindern unklar und vage, teils auch widersprüchlich ist; hier fehlt ein klarer Lebensentwurf. Langfristige, durch detaillierte Schritte gekennzeichnete Familiengründungsmuster sind häufig bei Paaren mit den Lebensthemen Familie und Doppelorientierung, kurzfristige Familiengründungen sind häufiger bei den Lebensthemen Beruf und Eigener Weg.

Familiengründungsprozesse laufen nicht in jedem Fall bewusst und geplant ab. Sie folgen jedoch der Logik der Lebensthemen. Es sind vor allem Paare mit gleichen Lebensthemen, die im Untersuchungszeitraum Kinder bekommen haben. Dass beispielsweise eine Frau mit Lebensthema „Familie“ ein Kind bekommt, ist vor allem dann wahrscheinlich, wenn auch ihr Partner dieses Lebensthema hat. Überwiegend sind Paare mit bereichsspezifischen Lebensthemen Eltern geworden. Einige Paare mit dem Lebensthema „Eigener Weg“ haben ebenfalls eine Familie gegründet. Dagegen haben Paare mit dem Lebensthema „Aufrechterhalten des Status Quo“ oder „Suche nach Orientierung“ in keinem einzigen Fall ein Kind bekommen, auch Paare mit ergänzenden Lebensthemen nicht. Frauen oder Männer, bei denen Kinder nicht zum Lebensthema passen oder die sich unsicher sind, haben auch nicht dem Partner oder der Partnerin zuliebe ein Kind bekommen.

Folgerungen

Ein zentrales Ergebnis der vorgestellten Untersuchung ist, dass die individuellen Lebensthemen zentral für die Gestaltung und Dynamik von biografischen Entscheidungen und Prozessen sind. Durch den neuen Blick auf die Lebensentwürfe junger Frauen war auch eine neue Sichtweise auf die Paarbeziehungen und Familiengründungsprozesse möglich. Es zeigte sich, dass die Deutung und damit Konstruktion von Partnerschaft und Familiengründung auf der Basis der individuellen Lebensthemen durchgeführt wird. Die vorgestellten Ergebnisse sind aufgrund der kleinen Fallzahlen nicht repräsentativ. Sie verdeutlichen jedoch sehr einleuchtend, warum manche Frauen und Paare Kinder bekommen und andere nicht. Das Wie der Lebensführung und die Lebensentwürfe junger Frauen (und ihrer Partner) werden von den Gelegenheitsstrukturen, der Region, der Bildung und der Partnerschaft beeinflusst, das Warum ihres Planens, Handelns und Gestaltens können die Lebensthemen erklären.

Literatur

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.
- Keddi, B.; Pfeil, P.; Strehmel, P.; Wittmann, S. (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Opladen
- Pfeil, P. (1995): Together Apart – Dimensionen innerfamiliärer Ungleichheit, unveröffentlichte Diplomarbeit. München IFS
- Willi, J. (1991): Was hält Paare zusammen? Reinbek



Miriam Engelhardt

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut

Wünschen, planen, akzeptieren, entscheiden – Intentionalität im Rahmen reproduktiver Kulturen

Wünschen, planen, akzeptieren, entscheiden. Schon im Titel begeben mich auf den Umweg von vier Worten, um mich dem zu nähern, was unter Intentionalität im Sinne von „Kinderwunsch“ zu verstehen sein könnte. Der Kinderwunsch ist ein methodisch schwieriges Thema, denn weder muss er im Lebenslauf unbedingt stabil bleiben, noch lassen sich die unterschiedlichen wissenschaftlichen Konzepte auf einen Nenner bringen: da gibt es Wunschkinder und ungeplante Kinder, psychologische Konzepte und solche, die ihren Ausgangspunkt von der gesellschaftlichen Normativität eines Kinderwunsches nehmen. Angesichts dieses heterogenen Feldes wird deutlich, dass in jeder wissenschaftlichen Abhandlung der Begriff Kinderwunsch vereinheitlicht, definiert und eingegrenzt werden muss. So

angewendet, haben wir es dann aber mit einem wissenschaftlichen Konstrukt zu tun. Damit befinden wir uns in dem methodischen Dilemma, wie empirisch, d.h. von einer fragenden Position gegenüber der realen Welt aus, mit einem Begriff umzugehen ist, der selbst ein wissenschaftliches Produkt ist.

In einem ersten Teil meiner Ausführungen werde ich auf Ergebnisse der qualitativen Interviews eingehen und verschiedene Muster subjektiver Vorstellungen zum Thema eigene Kinder beschreiben. Dabei gehe ich zuerst auf die symbolische Einbettung des Begriffs Kinder ein und anschließend auf verschiedene *Formen* des Wünschens. In diesem Untersuchungsteil haben wir nicht ein theoretisches Konzept definiert und abgefragt, sondern versucht, Zugang zu den Bedeutungen und Vorstellungen zu bekommen, mit denen Frauen ihre Haltung zu realen oder potentiellen (eigenen) Kindern zum Ausdruck bringen. Im zweiten Teil behandle ich die Intentionalität bei konkret eingetretenen Schwangerschaften. Dafür stelle ich Ergebnisse des standardisierten Erhebungsteils unserer Studie vor. Mit vier verschiedenen Fragevarianten wurden Formen von Intentionalität miteinander in Beziehung gesetzt und auf ihre je spezifische Aussagekraft hin untersucht. Im dritten Teil gehe ich als Konsequenz aus der gewonnenen Erkenntnis über die Komplexität des Themas Kinderwunsch – *wie auch immer er definiert sei* – auf ganz normale Paradoxien und Widersprüchlichkeiten ein. Für deren Darstellung eignen sich besonders Ergebnisse zu ungewollten Schwangerschaften. Zum Schluss werden die Ergebnisse zusammengeführt und in den größeren Rahmen der reproduktiven Kulturen eingebettet.

Kinderwunsch – Begriffsklärung aus subjektiver Sicht

Aus dem Material der qualitativen Interviews wurde schnell ersichtlich, dass sich sehr unterschiedliche Äußerungen der interviewten Frauen einem breit gefassten Komplex "Kinderwunsch" zuordnen lassen. Im folgenden werde ich daraus gewonnene typische Vorstellungen beschreiben. Es handelt sich dabei um häufig auftretende Thematisierungsweisen und nicht um die Beschreibung von Frauen. So können sich die Muster z.B. überschneiden oder hintereinander in einer Biografie auftreten. Außerdem befinden wir uns auf der Ebene von Vorstellungen, Einstellungen und eben Wünschen unabhängig davon, ob die Frauen zum Zeitpunkt des Interviews eigene Kinder haben oder nicht.

Ein erstes und übergreifendes Ergebnis aus den qualitativen Interviews war die Tatsache, dass das

Thema eigener Kinder von den Frauen fast nie isoliert angesprochen wurde, sondern meist synonym für mehr, nämlich ein gesamtbiografisches Großprojekt „Familie“, steht. Wünsche nach Kindern beziehen sich dann nicht präzise auf konkrete Vorstellungen von einem Kind, sondern symbolisieren einen ganzen Lebensentwurf. Diese gesamtbiografische Einbettung der Kinderthematik ist so gut wie allen Frauen gemein. Die einzelnen Bedeutungen, die mit einem solchen Lebensentwurf verbunden werden, sind dann wieder unterschiedlich. Sie können sich z.B. auf die Gemeinsamkeit mit dem Partner beziehen, auf ein persönliches Selbstverständnis zielen (wie „Verantwortung übernehmen“), sie können Vorstellungen von Geborgenheit und stabilen emotionalen Bindungen beinhalten, aber auch utopische Überschüsse an positiv phantasierten Lebenswelten, wie eine Frau selbst lachend zum Ausdruck brachte „Ich wollte ja eigentlich schon immer ein Haus, Hühner, vielleicht zwei, drei Schafe, vier, fünf Kinder (lacht)“.

Entsprechend bezieht sich die Ablehnung von Kindern auch wieder auf das Mehr an Bedeutungen, die mit dem Gesamtprojekt „Leben als Mutter“ verbunden werden. Thematisiert werden wiederum symbolische Besetzungen, die auf Partnerschaft/Ehe, häusliche Verpflichtungen und Vereinbarkeitsprobleme bezogen sind, und weniger die Ablehnung eines konkreten Kindes beinhalten. Im Gegenteil, z.T. werden genau diese Passagen mit einem „eigentlich mag ich Kinder gerne“ eingeleitet und thematisieren dann aber ausschließlich die über ein konkretes Kind hinausgehenden bzw. damit assoziierten gesamtbiografischen Vorstellungen.

Von dem Kinderwunsch zu sprechen, verschleiert also leicht diese größere symbolische Dimension eines Lebensentwurfs, auf die der Wunsch nach oder die Ablehnung von Kindern zielt.

Nach der Darstellung der symbolischen Implikationen des Begriffs Kinder, möchte ich nun auf die Formen des Wünschens sowie deren Stabilität und Verankerung eingehen. Das qualitative Material hat gezeigt, dass es sehr verschiedene Arten des Wünschens von Kindern gibt. Drei typische Muster, wie die Kinderwunschthematik innerhalb der je eigenen Biografie dargestellt wird, sollen hier vorgestellt werden.

Muster: Stabile Kinderwünsche als biografische Konstante

Eine häufige, in Variationen wiederkehrende Formulierung lautet „Ich wollte schon immer Kinder“. Diese konstante Orientierung des „Schon im-

mer“ wird vorrangig auf zwei Weisen begründet. Zum einen wird sie als individuelles Persönlichkeitsmerkmal ausgewiesen und/oder auf persönliche Erfahrungen zurückgeführt. Davon zeugen Formulierungen wie „Ich bin sehr kinderlieb gewesen, schon immer“ oder „Ich habe früher die Kinder gehütet“. Zum anderen werden normative Überzeugungen, dass Kinder zum Leben einfach dazu gehören, genannt bzw. die eigene Biografie in einem festen Phasenablauf gedacht, in dem Kinder einfach vorgesehen sind: „meine Lehre fertig machen, ein bisschen arbeiten, heiraten und dann Kinder“. Bei beiden Thematisierungsarten kommen wenig Begründungen oder Ausführungen vor die über das Motiv des „Schon immer“ hinausgehen. Die Orientierung spricht offensichtlich für sich und spielt auf das subjektiv oder objektiv Selbstverständliche am Kinderhaben an, das benannt, aber nicht weiter erklärt werden muss.

Dieses Deutungsmuster der biografischen Stabilität eines Kinderwunsches kam deutlich häufiger in den neuen Bundesländern und zwar bildungsunabhängig vor. In den alten Bundesländern war es eher in niedrigen und mittleren Bildungsgruppen und vor allem in Kombination mit einer Orientierung an einem regelten normativ eingebundenen Leben zu finden.

Muster: Die generalisierte Akzeptanz

Neben explizit thematisierten Wünschen oder Intentionen bezüglich eigener Kinder, fanden wir auch andere Äußerungen, die nicht in dieser Weise ein zielgerichtetes Wollen oder präzise Zukunftsvorstellungen thematisierten. Es handelt sich um eine Art freischwebender Bereitschaft, für die Aussagen wie „wenn’s kommt, dann kommt’s“ typisch sind. Dieses Muster haben wir als „generalisierte Akzeptanz“ bezeichnet. Sie findet Ausdruck in einem „weder wünschen noch nicht wünschen“. Das Muster der generalisierten Akzeptanz kann auf einer familiären Tradition des selbstverständlichen Willkommenheißen von Kindern basieren und zwar in jedem Alter der Mutter und in jeder Situation oder es kann aus einer religiösen Überzeugung resultieren. In diesen beiden Fällen ist die generalisierte Akzeptanz als Muster biografisch recht stabil. Es kann aber auch im Zusammenhang mit der Verarbeitung biografischer Ereignisse (wie Uneinigkeit mit dem Partner über den Kinderwunsch, Partnerlosigkeit, Fruchtbarkeitsstörungen etc.) eine Kompromissformel darstellen. Dann ist das Muster situativ geprägt.

Geäußert wurde das Muster auch als bewusster Planungsverzicht, weil es sowieso nie den richtigen Zeitpunkt für ein Kind gibt und Planung gar nicht als möglich erscheint. Dieses Muster der

generalisierten Akzeptanz kam in Ost und West gleichermaßen vor.

Muster: Entwicklungs- bzw. situationsabhängige Kinderwunschproduktion

In einigen Biografien verändert sich der Kinderwunsch und das Verhältnis zu Kindern im Lebenslauf deutlich. Eine erste Erzählvariante beschreibt einen Entwicklungsprozess der allmählichen Entstehung eines Kinderwunsches. Eine Entwicklung weg von einer Ablehnung von Kindern hin zu einem Kinderwunsch wird von den Interviewten meist als ganz normaler Entwicklungsprozess mit Motiven der Reifung geschildert. Reife steht dann im Gegensatz zu einer Phase der Postadoleszenz, die mit Freiheit und Entbindung von Verantwortung assoziiert wird, also einer Phase, der Kinder, dem symbolischen Mehr gemäß, das sie transportieren, entgegen stehen können.

Die zweite Variante dieses Musters setzt sich aus biografischen Thematisierungen zusammen, die nicht eine relativ lineare Entwicklung beschreiben, sondern bei denen ein Kinderwunsch situativ erscheint und wieder verschwindet, um in einer anderen Phase vielleicht erneut aufzutreten. Dieses Muster haben wir als situationsabhängige Wunschproduktion bezeichnet. Häufig (aber nicht immer) spielt der Partner dabei eine große Rolle. Auf sprachlicher Ebene erscheint der Kinderwunsch eher als Ausprobieren eines neuen Lebenskonzepts und weniger als die Realisierung eines tief fundierten und selbstverständlichen Kinderwunsches. Statt biografischer Konstanz werden hier eher unterschiedliche Lebensentwürfe thematisiert.

Gemeinsam haben die beiden Thematisierungsmuster das phasenweise völlige Fehlen einer emotionalen Bedeutung von Kindern und zwar meist im Sinne einer Abwesenheit oder Irrelevanz der ganzen Thematik. Sowohl den Kinderwunsch als Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, als auch die situationsabhängige Wunschproduktion fanden wir häufiger, aber nicht ausschließlich bei Befragten aus den alten Bundesländern und vornehmlich in höheren Bildungsgruppen.

In Bezug auf Familienplanung führen die drei beschriebenen Kinderwunschmuster zu unterschiedlichen Herangehensweisen an die voraussetzungs-volle Angelegenheit, Kinder zu bekommen. So setzten die Befragten mit einer generalisierten Akzeptanz am wenigsten auf geeignete Rahmenbedingungen. Kinder kommen eben wie sie kommen. Bei den Frauen, die das Muster des stabilen Kinderwunsches berichteten, leitete der Kinderwunsch die Suche nach guten Realisierungsbedingungen ein (z.B. Orientierung an stabilen Part-

nerschaften/Suche nach einem geeigneten Kindsvater, Berufswahl an Vereinbarkeit ausgerichtet, Sparen als Grundlage für Familiengründung). Die Befragten, die eine entwicklungs- oder situationsabhängige Wunschproduktion schilderten, halten zwar die geeigneten Rahmenbedingungen nicht für weniger wichtig, aber sie kamen gar nicht auf die Idee diese anzustreben, da der Wunsch überhaupt erst unter guten Realisierungsbedingungen bzw. bei subjektiv genügender Reife entstand.

Die Ergebnisse aus den qualitativen Interviews zeigen also zweierlei: Erstens, dass ein Kinderwunsch von seinem Bedeutungsgehalt her auf weit mehr als nur Kinder zielt, weil in der Vorstellung von eigenen Kindern ein gesamtbiografischer Lebensentwurf symbolisch mitschwingt. Zweitens haben wir erfahren, dass Kinderwunsch nicht gleich Kinderwunsch ist. Wir konnten drei verschiedenen typischen Mustern des Wünschens aufzeigen, die je unterschiedliche Auswirkungen auf das Familienplanungsverhalten haben.

Kinderwunsch „als Erwünschtheit von Kindern“ – Begriffsklärung und methodischer Umgang im quantitativen Erhebungsteil

Was kann der standardisierte Erhebungsteil zur Klärung der Frage beitragen, was unter „Kinderwunsch“ zu verstehen ist? Wir haben uns der Intentionalität der einzelnen Schwangerschaften im Lebenslauf genähert, indem wir sie mit vier verschiedenen Frageformulierungen retrospektiv erhoben haben. Eine erste Frage (E8) zielt darauf, ob vor Eintritt der Schwangerschaft ein Wunsch nach einem Kind vorhanden war und hatte als Antwortvorgabe eine 6-stufige Rangskalierung. Analog ist die zweite Frage (E19) nach der ersten Reaktion auf die Schwangerschaft operationalisiert worden. Die dritte Variante lautete: „War die Schwangerschaft geplant?“ (E15); sie konnte mit „ja“, „nein“ oder „teils teils“ beantwortet werden. Demgegenüber ist die vierte Frage nach der Gewolltheit komplexer. Von fünf Antwortvorgaben bilden zwei die Pole „gewollt“ und „ungewollt“ und zwei weitere ambivalente Intentionalität ab („Sowohl ungewollt, als auch gewollt“ und „weder ungewollt, noch gewollt“) Die fünfte Vorgabe bezog den Zeitaspekt ein: „gewollt, aber später“.

Diese vier Fragen wurden für jede zugelassene Schwangerschaft gestellt.

In welchem Verhältnis steht die Planung von Schwangerschaften und Kindern zu deren Gewünschtheit? Wie zu erwarten war, hängen die deutlich negativen bzw. eindeutig positiven Antworten relativ stark zusammen, d.h. nicht oder überhaupt nicht gewünschte Kinder sind fast immer

ungeplant. Und bei einem sehr starken Kinderwunsch (Skalenplatz 1) werden Schwangerschaften am häufigsten (aber auch nicht immer) bewusst geplant (86% versus 9% ungeplant). In den mittleren Antwortbereichen differenziert sich das Bild deutlich aus: Liegt nämlich ein starker bis mittlerer Kinderwunsch vor (Skalenplatz 2 und 3), so gibt es beides: Schwangerschaften treten etwa zu gleichen Anteilen sowohl geplant als auch ungeplant ein. Hier sehen wir, dass bei weitem nicht jeder Kinderwunsch in eine entsprechende Planung mündet.

Erstes Ergebnis ist also, dass die Frage nach dem Kinderwunsch sehr viel unspezifischer ist, als die nach der Planung.

Die Frage nach der bewussten Planung misst eine zielgerichtete Aktivität, wohingegen die Frage nach dem vorherigen Kinderwunsch (Skalenplätze 1–3) die allgemeine Bereitschaft für ein Kind abbildet.

Frage E9 zeigte, dass insgesamt sowohl von der zeitlichen Dimension des „gewollt aber später“ als auch von den Nicht-Intentionalität und Ambivalenzen zulassenden Items „weder gewollt noch ungewollt, Kinder kommen einfach“ und „zweispältig gewollt“ Gebrauch gemacht wurde. Die Häufigkeit, mit der also die Antworten außerhalb der klaren Kategorien „gewollt zu dem Zeitpunkt“ und „ungewollt“ gewählt wurden zeigt, dass Paradoxien und Ambivalenzen keine Ausnahme sind.

Die Auswertung fördert weitere Inkonsistenzen zutage: So wurden z.B. von den als „gewollt aber später“ bezeichneten Schwangerschaften immer noch ein knappes Viertel bewusst und weitere 15% teils teils geplant. Hier wird also trotz eines beabsichtigten Aufschubs der Schwangerschaft eine Planung in Angriff genommen. Außerdem wurden 10% der eindeutig ungewollten Schwangerschaften „sehr freudig“ (Skalenplatz 1) begrüßt und ein weiteres Viertel immer noch freudig begrüßt (Skalenplatz 2 und 3). Damit riefen eine deutlich negative erste Reaktion (Skalenplätze 4,5 und 6) nur noch knappe 60% der eindeutig als ungewollt eingestuften Schwangerschaften hervor.

Im Übrigen muss unterschieden werden, ob es sich bei dem Kind, von dem die Rede ist, um das erste, zweite oder dritte Kind handelt. Erste Kinder und mehr noch dritte Kinder waren deutlich häufiger ungewollt, während zweite Kinder am ehesten gewollt und geplant waren.

Zusammenfassend lässt sich also betonen, dass zwischen den Frageformulierungen genau differenziert werden muss, da sie sehr Unterschiedliches messen. Die Frage, ob schon vor Eintritt der Schwangerschaft ein Wunsch nach einem Kind vorhanden war, misst eine allgemeine Bereitschaft. Die Planungsfrage E15 misst eine zielge-

richtete Aktivität. Und die Frage nach der Gewolltheit E9 kann zeitliche und ambivalente Aspekte abbilden.

Ein weiteres Feld der Uneindeutigkeit von Kinderwünschen eröffnet sich uns, wenn wir uns unge-wollten Schwangerschaften noch einmal aus einer anderen Perspektive nähern.

Ungewollte Schwangerschaften: Akzeptanz oder Abbruch

Die Ergebnisse zeigen schon, dass die „Gewolltheit“ einer Schwangerschaft sich im Laufe der Zeit verändern kann: Eine in der Phase vor ihrem Eintritt ungewollte Schwangerschaft kann dann doch freudig begrüßt werden, wenn sie eingetreten ist oder sie wird zwar nicht unbedingt freudig begrüßt und dennoch akzeptiert, d.h. ausgetragen. Eine frühe Untersuchung aus den 70er Jahren zeigte, dass zwischen dem Vorab-Planen, -Wollen oder -Wünschen einer Schwangerschaft und der Akzeptanz einer eingetretenen Schwangerschaft unterschieden werden sollte (Münz/Pelikan 1978). Die Bedeutung dieser Unterscheidung wird durch folgendes Ergebnis unterstrichen: Auf die Frage, warum die Befragte eine ungewollte Schwangerschaft ausgetragen habe, wurde als einer der zwei am häufigsten genannten Gründe gegen einen Abbruch genannt „Ich habe meine Meinung geändert“ (27%).

Wir haben untersucht, wie sich die Differenz oder Übereinstimmung zwischen der Gewolltheit einer Schwangerschaft zum Zeitpunkt, bevor diese eintrat, und der Akzeptanz einer eingetretenen Schwangerschaft verhält unter bestimmten Umständen, unter denen die Schwangerschaft eintrat. Wir nahmen an, dass Schwangerschaften die in besonderen Belastungssituationen eingetreten waren häufiger abgebrochen wurden, als unbelastete Schwangerschaften, und dass dies in besonderem Maß für ungewollte Schwangerschaften gilt. Das heißt: Unter Belastungssituationen, so nahmen wir an, werden mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit ungewollte Schwangerschaften abgebrochen und – wie generell – gewollte Schwangerschaften ausgetragen. So haben wir für jede Schwangerschaft danach gefragt, ob zum Zeitpunkt als die Schwangerschaft eintrat besondere Belastungen im ausbildungsbezogenen, partnerschaftlichen oder in sonstigen Bereichen vorlagen.

Die Zahlen zeigen auf den ersten Blick, dass tatsächlich Schwangerschaften in Belastungssituationen zwei- bis dreimal so häufig abgebrochen wurden wie unbelastete Schwangerschaften (31% zu 9% bei Belastungen der Partnerschaft;

25% zu 9% bei Belastungen in Beruf oder Ausbildung, 18% zu 11% bei sonstigen Belastungen).

Als wir jedoch diese Ergebnisse mit der Frage nach der Gewolltheit der Schwangerschaften in Beziehung setzten - abgebrochene Schwangerschaften stuften wir als ungewollte Schwangerschaften ein - änderte sich der Gesamteindruck. In Belastungssituationen, so stellte sich heraus, steigt vor allem der Anteil an ungewollten Schwangerschaften drastisch an und gewollte Schwangerschaften (gemessen mit Frage E9; gewollt – im weitgefassten Sinne aller positiven und ambivalenten Items außer „ungewollt“) traten entsprechend seltener ein. Liegt nämlich eine besondere Belastung im Berufs- und Ausbildungsbereich vor, dann sind nur noch 53% der Schwangerschaften in diesem Sinn gewollt. In einer entsprechend unbelasteten Situation dagegen sind 80% der Schwangerschaften gewollt.⁷

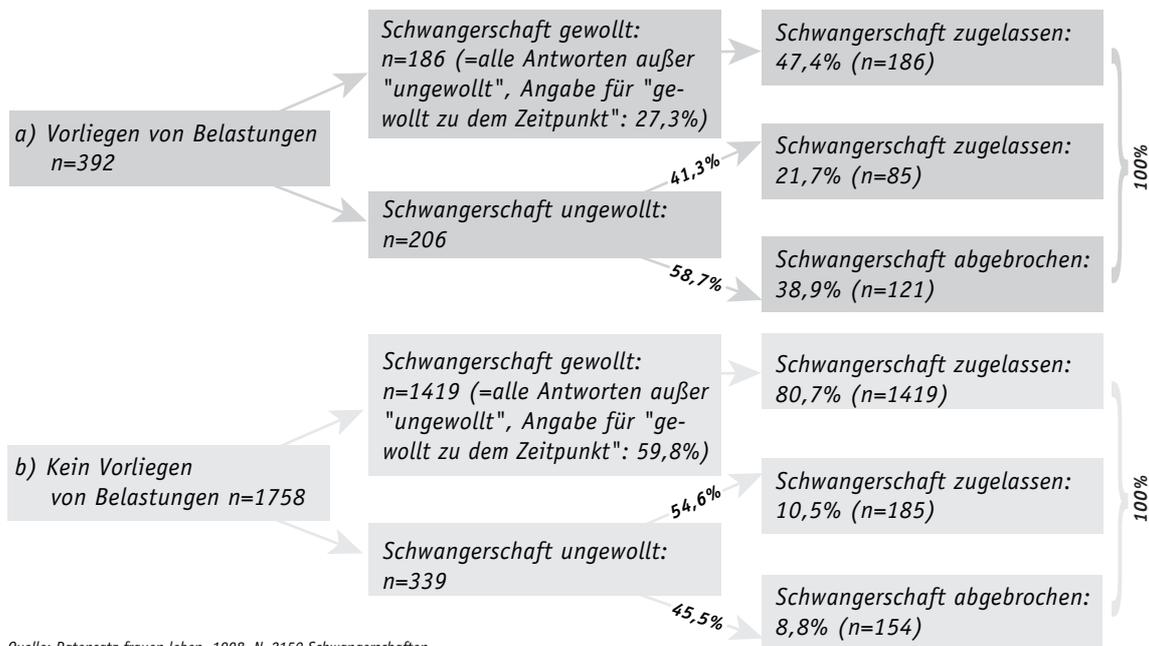
Wir fanden nun aber keinen Zusammenhang, dass unter Belastungen deutlich mehr ungewollte Schwangerschaften abgebrochen wurden verglichen mit der Abbruchrate, wenn keine Belastungen vorlagen. In beiden Fällen – in belastenden und unbelastenden Situationen – wurde jeweils ungefähr die Hälfte aller ungewollten Schwangerschaften abgebrochen und die andere Hälfte akzeptiert und ausgetragen. Das zahlenmäßige Verhältnis der abgebrochenen zu den akzeptierten ungewollten Schwangerschaften ist nur wenig beeinflusst davon ist, ob eine Belastungssituation bei Eintritt der Schwangerschaft vorlag oder nicht. Das heißt: Die Ungewolltheit einer Schwangerschaft setzt sich selbst unter Belastungen nicht automatisch in eine Entscheidung für einen Abbruch um.

Die Ergebnisse sind mit Vorsicht zu interpretieren, wird doch schließlich rückblickend eine per se durch den Eintritt einer Schwangerschaft belastete Situation eingeschätzt. Auch gehen in die Antwort subjektive Maßstäbe für „Belastungen“ ein, die nicht kontrolliert werden können. Die qualitativen Interviews bestätigen aber, dass in belastenden Situationen kaum eine Frau eine Schwangerschaft wünscht und dass ungewollt eingetretene Schwangerschaften zu einem hohen Anteil ausgetragen werden.

Welches Fazit lässt sich an dieser Stelle ziehen? Die aufgezeigten grundlegenden Instabilitäten und Ambivalenzen sollten Eingang in wissenschaftliche Konzepte finden und die beiden Fragen der Gewolltheit von Kindern und der Akzeptanz eingetretener Schwangerschaften sollten getrennt diskutiert werden. Die qualitativen Interviews geben hier wichtige Hinweise.

⁷ Die Aussage, dass alle gewollten Schwangerschaften ausgetragen wurden, ist einer methodischen Vereinbarung zuzuschreiben: Wir gingen davon aus, dass alle abgebrochenen Schwangerschaften ungewollt eingetreten waren, so dass bei uns keine gewollten, aber abgebrochenen Schwangerschaften vorkommen können. Die Literatur und die qualitativen Interviews bestätigten uns, dass gewollte Schwangerschaften sehr selten abgebrochen werden.

Abb. 13: Entscheidungswege: Besondere Situationen im partnerschaftlichen Bereich bei Eintritt der Schwangerschaft, Gewolltheit und Ausgang der Schwangerschaft



Als kleine Motivation in diesem Sinne, möchte ich noch kurz zwei Ergebnisse zu dem Entscheidungsprozeß „Akzeptanz oder Abbruch einer Schwangerschaft“ aus den qualitativen Interviews vorstellen. Damit werde ich zeigen, dass die Gewolltheit bzw. Ungewolltheit von Schwangerschaften nicht einfach auf Belastungen zurückgeführt werden kann, sondern dass gerade umgekehrt Belastungen oft erst vor dem Hintergrund von Kinderwunschmustern, wie ich sie im ersten Teil erläutert habe, ihre spezifische Bedeutung gewinnen. So wurde als Grund für die Akzeptanz einer ungewollten Schwangerschaft häufig das Muster der generalisierten Akzeptanz thematisiert, auch oder gerade wenn die Frau sehr jung, noch in Ausbildung und nicht unbedingt in einer gefestigten Partnerschaft lebte. „Ich hab mir keine Gedanken gemacht, nehm ich’s oder nehm ich’s nicht – das war irgendwie bei uns so: was halt kommt, das nimmt man an“ oder eine Frau, die mit 18 schwanger wurde und darum heimlich ihr Elternhaus verließ „Und das war auch kein Drama (...), dass ich da jetzt geheult hab und gemacht hab und die Welt geht unter, ich krieg ein Kind. Das war einfach für mich so. Ich bin schwanger und fertig. (...) und jetzt muss ich auch dazu stehen“.

Demgegenüber führt das Kinderwunschmuster der Entwicklungslogik in ganz ähnlichen biografischen Konstellationen zu völlig anderen Einschätzungen der Situation und entsprechenden Entscheidungswegen. Für die jungen Frauen, die auf das Kinderwunschmuster der Entwicklungslogik bezug nehmen,

war das Unfertige und Ungesicherte des eigenen Lebensentwurfs und die subjektiv fehlende Reife ein wichtiger Grund für einen Abbruch. Die Ungewolltheit einer Schwangerschaft setzte sich in dieser Lebensphase des „Aufschubs“ eher in einen Abbruch um.

Die beschriebene Vielfältigkeit heißt nicht Beliebigkeit, sondern lässt sich in typische Muster zusammenfassen. Diese möchte ich nun skizzenhaft an das Konzept der reproduktiven Kulturen⁸ anbinden. Wir müssen uns das, was wir als Kinderwunsch – wie auch immer ausgeprägt, ob stabil oder situationsbezogen, ob eindeutig positiv oder ambivalent – oder was wir an Entscheidungsprozessen bei ungewollten Schwangerschaften vorfinden, immer auch als Teil einer reproduktiven Kultur vorstellen. Denn die Wunschmuster, Vorstellungen und typischen Handlungsweisen greifen die jeweils für eine reproduktive Kultur spezifischen zentralen Werte, aber auch sozialstrukturellen Hintergründe für die Gestaltung eines „guten“ Lebens auf.

So findet sich die Gebrochenheit einer selbstverständlichen Kinderorientierung eben in der Kultur, die den privaten Gestaltungsleistungen einen hohen Stellenwert zumisst und das betrifft Frauen mit hoher Bildung im Westen. Dagegen ist die stabile Kinderorientierung als biografische Konstante, aber auch die an einer Selbstverständlichkeit von Kindern orientierte generalisierte Akzeptanz Teil der reproduktiven Kulturen, in denen

eine hohe normative Verbindlichkeit und kollektive Eingebundenheit besteht, also in der reproduktiven Kultur der Frauen aus dem Osten und der Frauen mit eher niedriger Bildung im Westen.

Literatur

Münz, R.; Pelikan, J.M. (1978): Geburt oder Abtreibung. Eine soziologische Analyse von Schwangerschaftskarrieren. Wien/München: Jugend und Volk-Verlagsgesellschaft



Peter Cuyvers

Netherlands Family Council

Partnerinteraktion und reproduktive Entscheidungen in den Niederlanden

In Zusammenarbeit mit:

*Hans Akkerboom, University of Maastricht und
Jan Latten, Statistics Netherlands*

Einleitung

Thema dieses Artikels ist die Auswirkung der Partnerinteraktion auf reproduktive Entscheidungen. Unsere Forschungen dazu sind Teil des Nationalen Berichtes zur Entwicklung der Familien, der vom Niederländischen Family Council alle zwei Jahre für die Regierung erstellt wird. Mit drei einführnden Bemerkungen werden wir unser Vorgehen und unsere Ergebnisse vorstellen und erklären: Eine zum allgemeinen Zweck unseres Signalling Report, wie er offiziell heißt, und eine zu den allgemeinen Hypothesen der Untersuchung. Aber wir möchten mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu „Partnerinteraktion“ als einer Variable, die in der Familienforschung häufig außer Betracht bleibt, beginnen.

1. Partnerschaft als „verborgene Variable“, oder: $1+1=3$

„1 plus 1 ist gleich 3“ ist natürlich die grundlegende Formel für die Familiengründung. Eine Frau plus ein Mann können ein Kind erzeugen, so dass

aus zwei drei oder mehr werden. Aber „ $1+1=3$ “ ist eine Formel, die sogar der Familiengründung vorausgeht. Es ist die Formel für die grundlegende Familienbeziehung, nämlich die Beziehung zwischen Partnern. Familienforscher, insbesondere diejenigen, die sich auf die Systemtheorie stützen, haben schon vor längerer Zeit herausgefunden, dass sich die Beziehung zwischen Partnern nicht einfach nur aus den Charakteren der beiden Partner ableiten lässt, sondern eine eigenständige Einheit darstellt. In Beziehungen handeln Menschen möglicherweise ganz anders, als sie es tun würden, wenn sie allein wären, und Veränderungen der Beziehungen können dramatische Veränderungen im Verhalten zur Folge haben. Einer unserer Kollegen zum Beispiel konnte einen ganzen Kongress von Vertretern der Bekleidungsindustrie glücklich machen, indem er sie auf die Wiederverheiratungsraten hinwies: Neue Partner bedeuten fast zwingend eine neue Garderobe.

Aber dennoch: Mit Ausnahme einiger vertiefender Untersuchungen zu psychologischen Fragestellungen, nimmt der größte Teil der Familienforschung nur das einzelne Familienmitglied in den Blick (Heymans 1992). Und die wenigen Male, in denen mehrere Familienmitglieder in die Betrachtung einbezogen werden, wird die Beziehung zwischen ihnen nicht als eine eigenständige Einheit betrachtet. Das kann die Erarbeitung und Umsetzung von Kenntnissen ernsthaft beeinträchtigen.

Entscheidungen von Partnern bezogen auf Fruchtbarkeit werden von mindestens drei Variablen beeinflusst: von der individuellen Disposition beider Partner und von den Merkmalen ihrer Beziehung. Weiterhin gibt es natürlich äußere Einflüsse sehr unterschiedlicher Art, wie der Einfluss von dritten Personen, z.B. der eigenen Eltern oder von Freunden. Und die soziale Umgebung mit ihren vielen Aspekten mag ebenfalls einen Einfluss haben: die finanzielle Situation und die finanziellen Aussichten, der Wohnungsmarkt, die Beschäftigungssituation und die Möglichkeiten, Arbeit zu finden, die Angebote der Kinderbetreuung und so weiter - alles in allem eine überwältigende Komplexität, die üblicherweise übersetzt wird in Modelle mit einer großen Anzahl von Variablen und in der Folge mit außerordentlich ausgefeilten Auswertungsverfahren. In unserer Forschung haben wir versucht, einen anderen Weg zu gehen. Wir haben vorausgesetzt, dass alle diese externalen Variablen vermittelt werden durch die Interaktion zwischen den Partnern und dass wir etwas darüber erfahren können mit Hilfe einer Erhebungstechnik, die (am Anfang) eher umstritten war: mit Hilfe des *konfrontierenden Interviews*.

„Konfrontierendes Interview“ heißt: Man interviewt beide Partner getrennt zu demselben Thema und

dann konfrontiert man sie mit den Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden. Das scheint nun ein Verfahren zu sein, das sich eher für eine Sensations-Fernsehsendung eignet, als für die wissenschaftliche Forschung, und natürlich gibt es eine Reihe von Dingen, die beachtet werden müssen. Aber bevor ich detaillierter auf unseren Ansatz und unsere Ergebnisse eingehe, muss ich Ihnen die Position und das Programm des Niederländischen Family Council näher erläutern. Es ist nämlich notwendig, dass ich erkläre, warum wir auf den Gedanken kamen, wir bräuchten genau diese Art von Informationen (die wir mit einem konfrontierenden Interview bekommen können).

2. Der „Signalling Report“ zur Entwicklung der Familien in den Niederlanden

1997 wurde der Family Council offiziell mit der Aufgabe betraut, alle zwei Jahre einen Signalling Report zur Entwicklung der Familien zu erstellen (Ministerie van VWS, 1996). „Entwicklung der Familien“ im weitesten Sinn umfasst alle anderen Formen von „Living arrangements“. Dieser Auftrag wurde erteilt, nachdem der Family Council eine entscheidende Rolle in der neuen Familiendebatte in den Niederlanden gespielt hatte.

Der Family Council ist eine unabhängige Einrichtung, sein Schwerpunkt liegt in der Vermittlung zwischen Wissenschaft und Politik im Bereich der Familie. Eine unserer hauptsächlichen Aufgaben war die Organisation des UN-Jahres der Familie. In dieser Zeit konnten wir unsere Untersuchungen der sozialen und demographischen Situation intensivieren. Dies führte uns zu einigen hauptsächlichen Schlussfolgerungen, wie etwa (Cuyvers 1996):

Es gibt keine Unterschiede in den Bildungsabschlüssen der Kinder (educational results) bei unterschiedlichen Familientypen

(Traditionelle) Familienmuster dominieren weiterhin im modernen Lebenslauf (keine Individualisierung oder Alternativen, aber graduelle Modernisierung)

Die ökonomische Situation in der Familienphase (mit Kindern) im Lebenslauf verschlechtert sich aufgrund der strukturellen Bedingungen

Es gab bei den Arbeiten ein Problem: Die Datenlage war geprägt durch zwanzig Jahre der Konzentration auf Surveys auf der Ebene von Einzelpersonen. Zum Beispiel wussten wir genau, wie viel Zeit ein Mann oder eine Frau im Durchschnitt mit der Familie oder bei der Erwerbsarbeit verbringt, sogar den exakten wöchentlichen Anteil, der auf das Staubsaugen oder auf sportliche Tätigkeiten entfällt, aber wir wussten nicht, welche dieser Männer mit welchen von diesen Frauen verheira-

tet sind. Mit Ausnahme einiger kleiner Panel-Studien des Central Statistics Office gab es keine „Familiendaten“ zu Arbeitszeit und Einkommen; außerdem wurden die Fertility Surveys bis 1983 nur bei Frauen erhoben. Grundlage unseres Programms war daher eine enge Zusammenarbeit mit dem Central Statistics Office (Cuyvers/Latten 1998).

Erstens sollte die grundlegende statistische Erfassung der Familien verbessert werden, d.h. Informationen über Männer, Frauen und Kinder, die in demselben Haushalt leben, sollten aufeinander bezogen werden. Zweitens sollte ein Zyklus begonnen werden, in dem diese Informationen „angereichert“ werden mit vertiefenden Daten zu Interaktionsprozessen zwischen den Familienmitgliedern.

Im Folgenden nähern wir uns dem Thema „Reproduktion der Niederländer“ über zwei Wege: Zunächst werden auf der Makro-Ebene der Analyse einige demographische Daten vorgestellt, zusammen mit ersten Ergebnissen unserer Fertility Surveys zur Frage der Partnerinteraktion bzw. genauer gesagt: zu den Unterschieden zwischen den Partnern. Wir werden zeigen, dass paradoxerweise gilt: Je unterschiedlicher die Einstellungen zu zentralen Aspekten (wie z.B. die Wahrnehmung der Rollen in der Familie oder Einstellungen zu Kindern) ausfallen, desto schneller bekommt ein Paar Kinder.

Als Zweites werden wir über Forschungen zu Partnerinteraktion berichten und zeigen, dass Eltern nicht die auf den eigenen Vorteil hin kalkulierenden Monster sind, wie es oft von ihnen angenommen wird.

3. Allgemeine Hypothese: Warum schieben Eltern die Geburt von Kindern auf?

Allgemein wird angenommen - zumindest in den Niederlanden, aber dies gilt für viele modernisierte Länder - ,dass die treibenden Kräfte wie zum Beispiel Emanzipation und Individualisierung zusammenwirken bei einer Transformation der Entscheidungen zu Fragen der Fruchtbarkeit (Beets u.a. 1992, 1997; Groot/Pott-Buter 1992). Zunächst überhaupt nicht Entscheidungen zugänglich, wurden sie im Laufe der Zeit den Kosten-Nutzen-Kalkülen der Individuen unterworfen. Vorgezogen wurde, das Konsumverhalten auf hohem Niveau und die Erwerbsbeteiligung der Frau beizubehalten, die neben einem materiellen Einkommen auch eine persönlichen Entwicklung bieten kann. Die steigenden Kosten und der abnehmende Nutzen von Kindern - wie ein „Konsumgut“ betrachtet - und die fehlenden Möglichkeiten, Karriere und Kinder zu vereinbaren, verstärkten sich gegenseitig beim Rückgang der Geburtenrate. Diese Hypothese scheint bestätigt zu werden durch

die hohen statistischen Korrelationen zwischen dem Bildungsgrad von Frauen und dem Aufschieben der ersten Geburt. Wir sollten aber beachten, dass es in Europa Ausnahmen von dieser Regel gibt. Das Beispiel Norwegen (Latten/Vinkers 2000) zeigt, dass sich in einem System, in dem Bildung, Beschäftigung und Kinderbetreuung miteinander verflochten sind, die unterschiedlichen Bildungsgruppen nicht in ihrer Geburtenrate unterscheiden. Und einige andere Länder, wie z.B. Belgien, haben eine lange Tradition der Frauenerwerbstätigkeit, und sie zeigen dasselbe Geburtenmuster (Hantrais 1999).

Die Auswertungen, die wir für den nationalen Familienbericht in den Niederlanden vornahmen, heben zwei Aspekte hervor, die bisher selten in Betracht gezogen wurden. Der erste sind Veränderungen im Lebenslauf, besonders bezogen auf die ausgedehnte Phase von „Mating und Dating“, die auf den ersten Geschlechtsverkehr folgt. Dies allein schon kann verantwortlich sein für den beträchtlichen Anstieg des durchschnittlichen Alters bei der Geburt des ersten Kindes.

Das zweite Element ist die Abwesenheit von Männern in den Berechnungen, oder, um genauer zu sein, die Abwesenheit der Partnerbeziehung. Es gibt verschiedene Gründe, warum männliche Partner einen Einfluss haben. Es wird zum Beispiel angenommen, dass Männer ein geringeres Interesse an Nachkommen haben als an anderen Dingen wie Sport oder andere Frauen. Eine sehr interessante Untersuchung in Deutschland – eine der wenigen Langzeitstudien – zeigte, dass die meisten Männer sich in „Couch Potatoes“ verwandeln, wenn sie Väter geworden sind: Sie verbringen weniger Zeit beim Sport oder in der Kneipe, bleiben abends zuhause, um gemeinsam fernzusehen. Das Wissen darum, was aus ihnen werden wird, mag bei einigen Männern ein wenig Widerwillen hervorrufen, sich in das Familienleben zu stürzen. Darüber hinaus sind große Teile der männlichen Bevölkerung nicht willens, sich an der Haus- und Familienarbeit verantwortlich zu beteiligen. In den Niederlanden – immerhin nicht das rückständigste Land der Welt – zeigte unser Survey, dass mindestens 40% der Bevölkerung (sowohl Männer als auch Frauen) immer noch der Meinung sind, dass Zuhause zu bleiben, die „natürlichste“ Lösung für Mütter ist – und unnatürlich für Männer (Avort u.a. 1997). Und zum Schluss kann man die beiden möglichen Gründe für einen Aufschub der ersten Geburt addieren: Der Aushandlungsprozess zwischen den Partnern selbst kann natürlich eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen.

Wir nahmen an, dass die Partnerinteraktion das fehlende Verbindungsglied sein könnte zwischen

Emanzipation, Familien- oder Beschäftigungspolitik - wie auch immer es genannt wird - und dem aktuellen Verhalten der Partner auf der Ebene der Familie. Oder, um es anders zu formulieren: Die Variablen der Interaktion können erklären, warum der Prozess der Emanzipation vor der Familie Halt zu machen schien, warum Frauen Karrieren aufgaben und damit die Investitionen in die Ausbildung verfallen ließen und so weiter. Um ein ernsthaftes, aber naheliegendes Missverständnis zu vermeiden: Wir haben nicht angenommen, dass all dieses der männlichen Dominanz und der weiblichen Unterordnung unter patriarchale Strukturen zuzuschreiben ist. Einige Untersuchungen in diesem Bereich haben verdeutlicht (Hochschild 1989; Komter 1986) dass dies keineswegs die Art und Weise ist, wie die Fragen auf der Ebene der Familie selbst wahrgenommen werden: Die zugrundeliegenden Mechanismen sind weitaus subtiler, wie sich am Beispiel eines der ersten Interviews zeigt.

Frage (wurde von beiden Partnern getrennt beantwortet): „Meinen Sie, Frauen sind besser für das Aufziehen von Kindern geeignet als Männer?“ (5stufige Antwortskala für die Zustimmung zu dem Statement)

Konfrontierendes Interview, greift die Antworten von Mann und Frau auf die Frage auf:

Interviewer (zeigt auf den Unterschied zwischen den Antworten der beiden Partner):

„Sie können in der Liste sehen, dass Sie (zu dem männlichen Partner gewandt) die Antwort 'leichte Zustimmung' gewählt haben und ihre Partnerin die Vorgabe strikt abgelehnt hat. Ist das eine Meinungsverschiedenheit, über die sie manchmal diskutieren?“

Partner (leicht verlegen, wirft einen vorsichtigen Blick auf seine Partnerin) „Gut..., ähm,... Ich meine, ähm, natürlich ist das nicht so, wie es sein sollte. Aber.. ähm... gut, im Moment meine ich, vielleicht sind viele Männer nicht dazu erzogen worden, das zu tun...“

Interviewer: „So sollte ihre Antwort eigentlich in die entgegengesetzte Richtung gehen?“

Partner: „Im Prinzip, denke ich, sie sollten gleich sein, ja.“

Partnerin: (ändert leicht ihre Haltung von mildem Ärger in ein freundliches Lächeln, als sie sieht, wie ihr Partner sich windet): „Gut, vielleicht gibt es zwei Seiten bei dieser Frage. Wenn ich aufrichtig bin: Ich selbst denke, dass das Prinzip der Gleichheit gut ist, aber tief in meinem Herzen kann ich nicht aufhören zu glauben, dass Mütter es besser machen. Und ich bin mir sicher, dass ich in dem Moment, wenn wir Kinder haben, nie den

ganzen Tag weggehen würde und meine Kinder dem (Partner) überlassen würde oder irgendjemand anderem. So meine ich, dass meine erste Antwort ein bisschen zu sehr in die Richtung gegangen ist, wie es sein sollte...”

Auf jeden Fall verdeutlichen diese Art von Interviews, warum Menschen in Wirklichkeit manchmal nicht nach den Erwartungen leben, die Politiker auf der Grundlage dieser Art von Surveys entwickelt haben. Es handelt sich hier immerhin ein hochgebildetes Paar mit relativ gleicher Einkommensverteilung und (im Survey!) moderner Auffassungen zu Emanzipation und Elternschaft.

Selbstverständlich ist es auf Grund eines Paares nicht gestattet, Aussagen über die ganze Bevölkerung zu machen, deshalb wenden wir uns jetzt zuerst an die Resultate der Analyse des Fertility Surveys.

4. Frühe und späte Eltern: Unterschiede in Einstellungen und Verhalten in den Fertility Surveys

Die allgemeinen Daten zur Fruchtbarkeit in den Niederlanden sind folgende:

Durchschnittliches Alter der Mutter bei der Geburt des ersten Kindes: 29 Jahre

Anteil der kinderlosen Frauen: 20%

Durchschnittliche Kinderzahl einer Mutter: 2,4

Diese Daten werden (mitunter) gesammelt im Fertility Survey des Central Statistics Office. Es handelt sich um eine Stichprobe von 11.000 Befragten in der Altersspanne von 18 bis 55 Jahren. Von diesen Personen bilden 8.000 zusammengenommen 4.000 Paare und jeder Partner dieser Paare wurde getrennt von dem anderen interviewt mit demselben Fragebogen. Da in dem Fertility Survey eine Reihe von Einstellungsfragen zu Themen wie Kinder, Beteiligung am Erwerbsleben und Aufteilung der Rollen gestellt werden, ist es möglich, die Übereinstimmung hierzu zwischen den Partnern zu überprüfen.

Zuerst bildeten wir zwei gegensätzliche Gruppen: die „schnellen“ und die „langsamen Paare“. In die Definition dieser Paare gehen zwei Variablen ein. Die erste ist natürlich das Alter der Mutter bei der Geburt von Kindern, aber für sich allein genommen kann dies eine irreführende Variable sein. Einige, die im Alter von 25 Jahren, also weit jünger als im Durchschnitt, Mütter geworden sind, sind bereits seit sechs Jahren verheiratet. Und einige, die im Alter von 35 Jahren, also später als der Durchschnitt, ein Kind bekamen, hatten sich zu der Schwangerschaft innerhalb eines Jahres entschlossen. Daher ist unser zweites Kriterium für die Schnelligkeit oder Langsamkeit die Anzahl

der Jahre, die die Mütter vor der Schwangerschaft mit ihrem aktuellen Partner zusammengelebt hat: Innerhalb von zwei Jahren schwanger zu werden, gilt als schnell, fünf Jahre und mehr als langsam.

Schließlich konzentrierten wir uns auf die jüngste Generation, weil in dem Durchschnitt, der über alle Altersgruppen gebildet wird, die traditionelle Generation, die Kinder automatisch im ersten Jahr nach der Eheschließung bekam, zu stark dominiert hätte. Das Ergebnis: Wir errechneten 13% „Superquickies“ (sie bekamen Kinder im Alter von weniger als 29 Jahren und in den ersten zwei Jahren des Zusammenlebens) und 32% von ernstesten Aufschiebern (sie bekamen Kinder in einem Alter von über 29 Jahren und nach mindestens fünf Jahren Partnerschaft).

Ist es nun in der Tat so, dass „schnelle“ Mütter sofort mit ihren Partnern übereinstimmen oder dass sie beide schon im Voraus wissen, dass sie Kinder bekommen und eine glückliche Familie gründen wollen? Und müssen umgekehrt die „langsamen alten“ Mütter endlose Monate von schmerzlichen Aushandlungsprozessen mit ihren Partnern durchlaufen, wobei die wichtigen Anliegen für die nächsten Jahre sorgfältig geprüft und abgeglichen werden, um ein kleines Schlupfloch für die Empfängnis zu finden? Die Antwort scheint zu lauten: Nein. Folgende Tabelle zeigt gegenteilige Ergebnisse: „Schnelle“ Eltern stimmen bei mehr als drei wichtigen Variablen häufiger in ihrer Meinung nicht überein als „langsame“ Eltern.

Unsere erste Vermutung war, dass dieses Ergebnis ein Artefakt sei, weil Paare, die lange zusammen leben, einfach mehr Zeit gehabt hätten, um zu Übereinstimmungen in den Einstellungen zu kommen. Aber diese Vermutung erwies sich als falsch als wir sie bei allen Paaren in der Stichprobe überprüften, insbesondere bei den älteren Paaren, die ihre Familie schnell gegründet hatten. Auch sie zeigten mehr Meinungsverschiedenheiten – und diese blieben auch bestehen – als die „langsamen“ Paare. Wenn man bedenkt, dass eine Anzahl von Paaren, die Meinungsverschiedenheiten haben, aus der Stichprobe herausgefallen sind, weil sie sich getrennt hatten, dann wird der Unterschied zwischen den schnellen und langsamen Paaren sogar noch deutlicher. Auch im Bereich dieser Daten ergab sich offensichtlich die Notwendigkeit, mehr über die Interaktion zwischen Partnern zu erfahren.

5. Explizite und implizite Partnerschaften

Bisher haben mehr als 80 Konfrontationsinterviews in den Niederlanden und Flandern bei einer Gruppe

Tab. 10: Anteil an Nichtübereinstimmung der Einstellungen

	„schnelle“ Eltern	„langsame“ Eltern
Kinder kommen, ohne dass man groß darüber spricht	24%	15%
Kinder bedeuten weniger Freiheit	23%	19%
Männer sollten das Geld verdienen, Frauen als Hausfrauen zu Hause bleiben	21%	14%

von Eltern, die mit unterschiedlichen Methoden geworben wurde (am meisten durch ein Schneeballsystem, indem ein interviewtes Paar ein oder mehrere weitere einbrachte), stattgefunden. In diesem Artikel beschränken wir uns auf die Resultate mit niederländischen Paaren (60 Interviews)⁹.

Alle Paare wurden selbstverständlich im voraus über das Thema und die Art und Weise des Interviews informiert. Die ersten 20 Interviews wurden von einem Team, bestehend aus Mann und Frau, durchgeführt, eine Person war geschulte/r Interviewer/Interviewerin, die andere Psychologe/Psychologin. Die gemischten Teams hatten auch den Sinn, Interviews mit den Einzelpersonen zu heiklen Themen mit einem gleichgeschlechtlichen Interviewer oder Interviewerin durchführen zu können, aber vor allem war das Ziel, einen guten methodischen Aufbau der Untersuchung zu haben. Deshalb sind auch die ersten 20 Interviews vollständig auf Video aufgenommen und später digitalisiert worden. Eine Bewertung der Prozesse und Resultate ergab, dass es zulässig war, die weiteren Interviews nur mit einer Interviewerin stattfinden zu lassen und die Zeit um fast die Hälfte zu kürzen, ohne Verlust an Interaktionsqualität und Information. (Wegen des Kostenfaktors war es leider nicht möglich, alle weiteren Interviews auf Video aufzunehmen, es wurde ein Tonband benutzt).

Im Folgenden können Sie die fünf Phasen des Interviews erkennen, die insgesamt in der Testphase weit mehr als zwei Stunden dauerten.

1. Einführung

- a. Kurzes Abfragen der Motivation, Kinder zu bekommen
- b. Erfassung des allgemeinen Charakters der Befragten

2./3. Psychodiagnostik

Paralleler Einsatz einiger individueller Testverfahren, wie z.B. Big Five und Interaction Potential, Ausfüllen des Fragebogens zu Einstellungsfragen bezogen auf Familiengründung etc. Weiter wird in diesem Teil der Lebenslauf bezogen auf die Familiengründung diskutiert und von dem Interviewer mit Zustimmung der Befragten zusammengefasst.

4. Interaktions-Interview

Das Paar diskutiert mit beiden Interviewern die Unterschiede bei der Beantwortung der Fragen zur

Familiengründung.

5. Offene Evaluation

In der Resultatbeschreibung konzentrieren wir uns in diesem Artikel zuerst auf eine Typologie der Partner-Interaktion, die wir entwickeln konnten - eine Typologie, die uns einen Einblick in die Aushandlungsprozesse verschafft. Grundsätzlich können zwei Extreme einer Skala unterschieden werden: die impliziten und die expliziten Aushandlungspartner. Eine explizite Partnerschaft bedeutet zum Beispiel, dass die beiden Partner stark die Meinung vertraten, Menschen, die sich bezogen auf die Elternschaft nicht vollständig einig sind, keine Kinder bekommen sollten. Partner mit impliziter Interaktion, waren nicht grundsätzlich anderer Meinung, sie vertraten aber die Ansicht, dass man dem Partner, wenn er sich Kinder wünschte, ihm oder ihr dieses Interesse einräumen sollte. Einräumen bedeutet dabei: Sich dem anschließen. Nur in einem Fall gab es eine klare Aussage des Paares, die auf offene Konfrontation deutete (wörtliches Zitat): „Ich wollte das Kind, so habe ich die Pille abgesetzt und zu ihm gesagt, wenn er kein weiteres Kind will, dann soll er eben Kondome nehmen.“ Dieses Verhalten war sehr untypisch für die Stichprobe.

Die nächste Tabelle zeigt den Zusammenhang zwischen dem Aushandlungsmuster eines Paares und die Resultate der psychologischen Tests für „Aushandlungskapazitäten“ der individuellen Partner.

Interessanterweise zeigen die gemischten Paare die schlechtesten Punktwerte für die Frauen und mittlere Punktwerte für die Männer. Implizite Paare zeigen eher ein Muster, bei dem Frauen die Position zu ihrem Vorteil wenden konnten. In expliziten Paaren haben Männer größere Fähigkeiten, die Argumente eher in ihre Richtung zu steuern. Da es einen statistischen Zusammenhang gibt zwischen der Explizitheit und dem Bildungsgrad sowie modernen Einstellungen, sind wir der Ansicht, dass es in der Tat einen Einfluss des Mannes gibt, der in zunehmendem Maß hoch qualifizierte moderne Paare zu „entschiedenen Nicht-Entscheidern“ macht, bis sie sich sicher sind oder bis es zu spät ist. Auf der anderen Seite scheinen Frauen in impliziten Paaren erfolgreicher dabei zu sein, es nach ihren Vorstellungen einzurichten. Sie sind eher diejenigen, die zu schnelleren Ent-

⁹ Die Interviews sind nicht nur Teil des „Signalling“ Projekt der Family Council, sondern auch Teil einer vergleichenden Studien zwischen den Niederlanden und Flandern, mitfinanziert von der EU, Die Werbung für Paare ist in Flandern später gestartet.

scheidungen gelangen, unabhängig von der Tatsache, dass sie keine Einigkeit in allen praktischen Fragen erzielt haben.

Oder anders formuliert: Es scheint dass der „explizite Mann“ (hoch qualifiziert) das persönliche Potenzial und die sozialen Chancen auf seiner Seite hat, um der Partnerin eine frühe Familiengründung und eine große Familie auszuweisen. Auf der anderen Seite hat die „implizite Frau“ (mit einem weniger qualifizierten und weniger karriereorientiertem Partner) die Chance auf ihrer Seite, mit der Familie so bald wie möglich zu beginnen. Dies würde sicherlich erklären, warum die stark in ihren Meinungen übereinstimmenden Paare eher diejenigen waren, die die erste Geburt aufschoben.

6. Altruismus als treibende Kraft bei der Familiengründung?

Ungeachtet der Unterschiede sollten wir nicht vergessen, dass die meisten Paare übereinstimmende Meinungen bei einer Reihe von Themen berichteten. In ihren Diskussionen fanden sich häufig dieselben Tendenzen, und wenn wir es in einem einzigen Wort benennen sollten, würden wir das Wort „Altruismus“ benutzen für die generelle Tendenz bei der Entscheidung für oder gegen ein (weiteres) Kind. Bei den offenen Statements und bei den Survey-Fragen antworteten die Partner - wie in dem obigen Beispiel gezeigt wurde - ziemlich rational in ihrer Berücksichtigung der äußeren Umstände. Die meisten von ihnen wählten,

Tab. 11: Vergleich explizite und implizite Aushandler nach Kapazitäten

	Explizite Aushandlungspartner	Gemischt	Implizite Aushandlungspartner
<i>Problemlösen auf Beziehungsebene</i>			
<i>Männer</i>	7.3	5.75	5.2
<i>Frauen</i>	6.3	5.13	6.0

Je höher der Punktwert, umso besser ist das Resultat des Tests für die Aushandlungskapazität.

wenn sie in dem üblichen Survey nach den Gründen gefragt wurden, warum sie bislang noch keine Kinder haben, jedoch eine ziemlich vage Kategorie wie „Wir waren noch nicht so weit“. Im Gespräch miteinander bewiesen sie, dass sie sich der Tatsache sehr bewusst waren, dass Kinder weniger Zeit bedeuten würden, weniger Geld und weniger persönliche Freiheit. Die berichteten Unterschiede in der Einschätzung der Gefühle des Partners oder der Partnerin waren natürlich vorhanden, aber dies schien ein gradueller Unterschied zwischen Männern und Frauen zu sein: Männer sprachen ebenfalls sehr offen über ihre Erkenntnis, dass Kinder eine Reihe von „Einschnitten“ bedeuten würden.

Tatsache war jedoch, dass die Partner sich nicht so sehr um diese Themen aus eigenem Interesse sorgten. Sie waren als ein Teil des Handels akzeptiert. Die eigentliche Sorge lag in der Frage, ob sie in der Lage wären, eine gute Umgebung für das Kind zu bieten. Das erklärt zum Beispiel, warum in den konfrontierenden Interviews das Thema Wohnen einen sehr viel höheren Stellenwert hatte als in den Surveys. Es scheint wahrscheinlich, dass Eltern oder zukünftige Eltern in Surveys nicht zugeben, dass eine technische Angelegenheit wie ein Haus mit einem Garten eine wichtige Rolle in ihrem Entscheidungsprozess spielt. In den Interviews dagegen war es ziemlich klar, dass kein solches Haus zu haben bedeutete, dass die erste Geburt aufgeschoben wurde, bis ein Haus da war.

Weiterhin zeigen die Resultate bisher dass es gravierende Unterschiede gibt in dem Entscheidungsprozess

bei dem ersten, bei dem zweiten und bei weiteren Kindern.

1. Das erste Kind ist Gegenstand von Aushandlungen, insbesondere, was den Zeitpunkt angeht: *Sind wir bereit dafür?* Immerhin treffen 90% der Paare in der Bevölkerung eine positive Entscheidung und 80% Prozent schaffen es auch.

2. Das zweite Kind kommt im Durchschnitt 2,8 Jahre später, unabhängig von der Situation: *Um des ersten Kindes willen* (90% der Frauen mit einem Kind bekommen noch ein zweites).

3. Dritte Kinder sind wieder Gegenstand von Debatten, aber jetzt weil das klassische Ideal erreicht ist und Nummer 3 und sicher Nummer 4 ein eigenes Problem für Platz und Arbeit bedeutet. Die Entscheidung korreliert in diesem Falle stark mit der generellen Einschätzung der Partnerschafts- und Familienqualität. Sie sind die Kinder die wir „Lovebabys“ nennen wollen, wobei die Liebe sich nicht nur auf den Partner, sondern auch auf den Rest der Familie bezieht.

Altruismus, beziehungsweise die Interessen des Kindes selbst, ist die treibende Kraft bei der Entscheidung. Die entscheidende Frage für Eltern scheint zu sein, ob sie dem Kind genug geben können für eine gute Entwicklung. Nach der ersten Entscheidung - eine Sache des Vertrauens, dass es genug sein wird - kommt der nächste Entscheidungsmoment für die meisten Eltern nach dem zweiten, manchmal nach dem dritten Kind. Viele Eltern wissen natürlich von Anfang an, dass sie bei

zwei Kindern aufhören wollen, viele haben aber auch eine Vorliebe für eine große Familie – und in diesem Moment wird wieder erneut die Partner-Interaktion entscheidend. Eltern, die berichten, Love-Baby-Entscheidungen getroffen zu haben, führen typischerweise Argumente an, wie: ein vorhandenes gutes Familienklima, ihre Gewissheit, dass, wo genug für zwei ist, dies auch genug sein wird für drei und natürlich, dass die Liebe den Mangel an enger gewordenem Raum aufwiegen wird (natürlich ist Nahrungsmangel selten ein Problem). Andere Partner debattieren weiter die materiellen Bedingungen, oder einer der Partner hat Schwierigkeiten damit, diesen Punkt zu überwinden, sowie es sich aus einem wörtlichen Zitat ergibt: „Wenn du einen Sack Geld hier auf den Tisch legst, wird Nummer drei morgen geboren werden.“ Der Kinderwunsch ist in diesen Fällen in Gefahr, ein latenter Wunsch zu werden. Das andere Ende der Linie kommt nicht vor: Es gibt keine Paare, die angeben, dass sie MEHR Kinder haben, als sie haben wollten.

7. Fazit

Auf Grund unserer Resultate, sind wir der Meinung, dass die generelle Hypothese zur reproduktiven Entscheidungen aus Punkt 3 geändert werden sollte. Wir sind der Meinung, wir können „Individualismus“ und „Kosten-Nutzen-Kalkül“ ersetzen durch „Kommunikation“ und „Altruismus“. Wir sehen ein klares Nebeneinander von persönlichen und altruistischen Interessen. Angeblich findet ein andauernder Kampf auf verschiedenen Ebenen statt:

auf der Ebene der individuellen Vorliebe: Kinder ja oder nein

auf der Ebene der individuellen (Un-)Gewissheit: Werde ich eine gute Mutter/ein guter Vater sein

auf der Ebene der Zustimmung zu Wünschen des Partners oder der Aushandlung mit dem Partner

auf der Ebene der praktischen Umsetzung (in sehr ungünstigen Umständen)

und vielleicht auf der Ebene der sozialen Akzeptanz: Manchmal wird im Umfeld an die Welt der arbeitenden Mütter gedacht, manchmal nicht.

Es wundert daher nicht, dass die „latent Babies“ mehr werden: sie werden aufgrund eines auf Dauer gestellten Zögerns nicht geboren. Zögern, das aber eher hervorgerufen wird durch die Sorge für den Nachwuchs und nicht durch Eigennutz.

Es sieht danach aus, dass die meisten Eltern sich der Tatsache sehr bewusst sind, dass nicht nur ihr eigenes menschliches Potenzial auf dem Spiel steht, sondern auch das menschliche Potenzial der „nächsten Generation“. Die Privatisierung der Entscheidung, ein Kind zu bekommen und aufzuziehen, bedeutet die Privatisierung des Drucks,

den dies mit sich bringt. Und diesen Prozess soll man auch noch mit gerade der Person, die einen am meisten bedeutet, aushandeln. Da gibt es auf der eine Seite Leute – meistens mit der Frau an erster Stelle – die einfach zusammen auf das Eis laufen wenn es nur eine Chance dazu gibt. Und da gibt es auch Leute – meistens mit dem Mann an erster Stelle –, die es bevorzugen zuerst über das, was passiert zu verhandeln, wenn das Eis eine nicht so glatte Oberfläche hat, wie es scheint. Zumindest in den Niederlanden sieht es danach aus, dass es die hochgebildeten Männer sind, die ziemlich voll in die Bremse gehen und eine wachsende Anzahl von „latent Babies“ verursachen.

Literatur

Avort, A. van der; Cuyvers, P.; Hoog, C. de (1997): Het Nederlandse gezinsleven aan het einde van de twintigste eeuw. Den Haag, Nederlandse Gezinsraad

Beets, G.; Verloove, P. (1992): Een slimme meid regelt haar zwangerschap op tijd. Lisse, Swets & Zeitlinger

Beets, G.; Bouwens, A. (red) (1997): Uitgesteld ouderschap. Amsterdam: Thesis

Cuyvers, P. (1996): Uitstel van kinderen: een kwestie van carrière of modernisering van de levensloop. In: Justitiele Verkenningen, 22, 6, 9–19

Cuyvers, P. & Latten, J. (1998): Alleen of samen? Alleen en samen! Individu en gezin in de toekomst. Den Haag: Nederlandse Gezinsraad/CBS

Groot, W. de; Pott-Buter, H. (1992): The timing of maternity in the Netherlands. In: Journal of Population Economics, 5, pp 155–172

Hantrais, L. (ed) (1999): Interactions between socio-demographic trends, social en economic policies. Cross-National Research Papers 5, 1. European Research Centre, Loughborough University, Leicestershire

Heymans, P. (1992): Heeft opvoeding wel invloed op de (morele) ontwikkeling? In: Hox, J. e.a. (eds). Empirisch gezinsonderzoek II, Groningen: Stichting Kinderstudies

Hochschild, A. (1989): The second shift: working parents and the revolution at home. London: Piatkus.

Komter, A. (1985): De macht van de vanzelfsprekendheid: relaties tussen vrouwen en mannen. Vuga: Den Haag.

Latten, J.; Vinkers, J. (2000): Bevolkingsontwikkeling in Nederland en Noorwegen, in: Maandstatistiek van de Bevolking, januari, 41–52.

Ministerie van VWS (1996): Notitie Gezin

Podiumsdiskussion

Eine kommentierte Zusammenfassung zentraler Themen

Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Dr. Walter Bien, Deutsches Jugendinstitut

Peter Cuyvers, Netherlands Family Council

Christiane Pfeiffer, Österreichisches Institut für Familienforschung

Dr. Elisabeth Zemp, Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Universität Basel

Die Podiumsdiskussion diente dem Austausch über die Grenzen Deutschlands hinweg. Sie zeigte, dass die Situation der Familienentwicklung und der Familienplanung in der Schweiz, Österreich, in den Niederlanden und in Deutschland ähnlich ist, wenn auch die Akzente bei der Einschätzung des Bedarfs an Angeboten im Bereich Familienplanung unterschiedlich gesetzt werden.

Zwei Akzentsetzungen standen in der Diskussion gegeneinander: Zum einen wurden über die bereits von N. Schneider erwähnten Aspekte hinaus weitere Hinweise angeführt und vertieft, dass es der Familie als gesellschaftlicher Einrichtung „gut geht“: So kommt z.B. auch heute den Solidaritätsbeziehungen innerhalb des Verwandtschaftssystem eine große Bedeutung zu und in dem wachsenden Anteil alter Menschen liegt das Potenzial, die „geschenkten Jahre“ für ein solidarisches Verhalten im familiären Kontext zu nutzen. Auch ist weder der Aufschub der ersten Geburt generell als problematisch zu bewerten (im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Verteilung von Erwerbstätigkeit entspricht er einer verlängerten Ausbildungszeit), noch die niedrige Geburtenrate (die Wirtschaft kommt aufgrund der hohen Produktivität mit weniger Arbeitskräften aus).

Auf der anderen Seite wurde auf eine Reihe von verschlechterten Rahmenbedingungen hingewiesen, die die Entscheidung für und das Leben mit Kindern und Familie erschweren: Familienbindungen stehen im Widerspruch zu den Anforderungen an Mobilität und Flexibilität der Arbeitskräfte, die Familienphase bringt in der Regel ökonomische Nachteile gegenüber den Personen bzw. den Lebensphasen ohne Kinder mit sich und schließlich bleibt die Verpflichtung, die engen familiären Beziehungen „zu pflegen“, Aufgabe der Frauen, die die Familienarbeit leisten. Die Folge sind neue soziale Ungleichheiten zwischen einem Familien- und einem Nicht-Familien Sektor und eine veränderungsresistente Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern, bei der Frauen insbesondere nach der Geburt des ersten Kindes die unbezahlte und mit niedrigem Prestige versehene Familienarbeit (einschließlich der späteren Betreuung älterer Fa-

milienangehöriger) übernehmen.

Einigkeit bestand dahingehend, dass nicht eine bestimmte Form von Familie oder ein bestimmtes Konzept der Verbindung von Familie und Beruf als Orientierungspunkt festgeschrieben werden sollte. Kennzeichnend für die heutige Situation ist die Vielfalt der Lebenskonzepte der Frauen. Statt hieraus „Scheinprobleme“ abzuleiten, müssen heute die unterschiedlichen „Normalitäten“ akzeptiert werden. Als negative Beispiele von Stigmatisierungen aufgrund von Problemzuschreibungen wurden undifferenzierte und nicht auf seriöse Daten gestützte Aussagen zu Erziehungsdefiziten bei Kindern Alleinerziehender angeführt.

Als Zielgruppen mit einem besonderen Bedarf an Angeboten im Bereich der Familienplanung wurden Jugendliche genannt, die nicht in ein Ausbildungs- oder Arbeitsverhältnis integriert sind (und hohe Anteile an Teenager-Schwangerschaften haben) und Migrationsgruppen (deren Lebensplanung sich verändert und bei denen häufig Schwangerschaften speziell in der ersten Phase nach der Ankunft in der Schweiz abgebrochen werden). Während in der Schweiz und in Deutschland mit zielgruppenbezogener Arbeit solche Ansätze gemeint sind, die den Kontext der Lebenswelt und die Orientierungs- und Handlungsmuster von Adressaten aufgreifen, hat aus niederländischer Sicht der Begriff „Zielgruppe“ im Sinn von (von außen definierter) „Problemgruppe“ einen negativen Beiklang. Zum einen, so wurde eingewandt, würden viele „Problemgruppen“ durchaus gut „funktionieren“, zum anderen sind allgemeine Verbesserungen struktureller Rahmenbedingungen vorzuziehen.

Der Dissens lag mehr in den Akzentsetzungen und weniger in den konkreten Kernaussagen. Was sich als Streit zwischen den Positionen „Optimismus versus Pessimismus“ bezogen auf die aktuelle Situation und die Zukunft der Familie ausnimmt, schien so mehr den Stellenwert zu haben, auf der einen Seite einer Krisenbeschwörung, die sich an der Familienideologie der 50er Jahre orientiert, und auf der anderen Seite einer auf Selbstregulationskräfte vertrauenden De-Problematisierung etwas entgegen zu setzen. Beide Akzente können in einer differenzierten Einschätzung von Leistungen und Stabilität von Familie einerseits, Belastungen und Familienleben erschwerenden Bedingungen andererseits, zusammen kommen. Der Tenor der gesamten Diskussion besagt, der Vielfalt von Lebensentwürfen solle auf eine akzeptierende Weise Rechnung getragen und eine Stigmatisierung durch die Zuschreibung von „Scheinproblemen“ unterlassen werden. In der unterschiedlichen Besetzung des Begriffs „Zielgruppe“ drückt sich weniger ein Widerspruch dazu aus, als vielmehr ein unterschiedlicher Stand der Integrationsdebatten in den einzelnen Ländern.

Grußworte

Dr. Elisabeth Pott

Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA)
Ostmerheimer Straße 220 . D-51109 Köln . Tel. 02 21/8992-0 . Fax 02 21/8992-300 . www.bzga.de

Vorträge

Dr. Assia Brandrup-Lukanow

World Health Organization . 8 Scherfigsvej . DK-2100 Copenhagen . Dänemark

Peter Cuyvers

Nederlandse Gezinsraad (Netherland Family Council) . Lange Voorhout 86 . NL-2514 EJ Den Haag
Tel. 0031/70/3306067 . Fax 0031/70/3659230

Miriam Engelhardt

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut an der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung e.V.
Ev. Fachhochschule Freiburg . Wilhelmstraße 15 . D-79098 Freiburg
Tel. 07 61/27 66 24 . Fax: 07 61/27 66 25 . e-mail: SoFFI.K@swol.de

Prof. Dr. Cornelia Helfferich

Ev. Fachhochschule - Hochschule für Soziale Arbeit, Diakonie und Religionspädagogik
Bugginger Straße 38 . D-79114 Freiburg
Tel. 07 61/4781248 . Fax 07 61/4781230 . e-mail: helfferich@t-online.de

Prof. Dr. Wilfried Karmaus, MPH/ Silvia Krumm

Associate Professor of Epidemiology . Department of Epidemiology . Michigan State University
4660 S. Hagadorn Road . Suite 600 . East Lansing . MJ 48823-USA

Barbara Keddi

Deutsches Jugendinstitut e.V. . Nockherstraße 2 . D-81541 München
Tel. 089/62306-0 . e-mail: keddi@dji.de

Heike Klindworth

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut an der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung e.V.
Ev. Fachhochschule Freiburg
Wilhelmstraße 15 . D-79098 Freiburg
Tel. 07 61/27 66 24 . Fax 07 61/27 66 25 . e-mail: SoFFI.K@swol.de

Prof. Dr. Norbert Schneider

Universitätsprofessor für Soziologie insbesondere Soziologie der Familie und der privaten Lebensführung
Institut für Soziologie
Johannes Gutenberg-Universität Mainz . D-55099 Mainz . e-mail: norbert.schneider@uni-mainz.de

Prof. Dr. Kurt Starke

Sexualwissenschaftler Soziologe Sozialforscher
Vorsitzender der Gesellschaft für Sexualwissenschaft e.V. Leipzig
Leiter der Forschungsstelle Partner- und Sexualforschung Leipzig
Kontaktadresse: Reudnitzer Straße 6A . D-04758 Zeuckritz
Tel./Fax: 03 43 61/5 58 60 . e-mail: kurt@starke.l.uunet.de

Podiumsdiskussion

Dr. Walter Bien

Leiter der Abteilung Sozialberichterstattung und des DJI-Familiensurvey, Deutsches Jugendinstitut
Nockherstraße 2 . D-81541 München . Tel. 089-62306-234 . e-mail: Bien@dji.de

Christiane Pfeiffer

Österreichisches Institut für Familienforschung . Gonzagasse 19/8 . A-1010 Wien
Tel. 0043/1/5351454-0 . Fax 0043/1/5351155

Dr. Elisabeth Zemp; MPH

Leiterin der Abteilung Frauen und Gesundheit am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Basel
Steinengraben 49 . CH-4051 Basel
Tel: 0041/91/2676066 . Fax: 0041/61/2676190 . e-mail: Elisabeth.Zemp@unibas.ch

Dokumentation der BZgA:

Dieser Band erscheint im Rahmen der Reihe
„Dokumentation der BZgA“ und enthält Beiträge des Symposiums
»Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel«
vom 27.-29.2.2000 in Freiburg i. Br.

Die geäußerten Auffassungen stellen die Meinungen der Autoren und Autorinnen dar.

Die Deutsche Bibliothek - CIP- Einheitsaufnahme

Symposium Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel<2000,
Freiburg, Breisgau>:

Dokumentation des Symposiums „Familienplanung und Lebensläufe von Frauen –
Kontinuitäten und Wandel“: in Freiburg im Breisgau, 27.-29.2.2000/Veranst. von der
Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) – Abteilung Sexualaufklärung,
Verhütung und Familienplanung]. – 1. Aufl. · Köln: BZgA, 2000
(Dokumentation der BZgA)

Herausgeberin:

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) –
Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung –
Ostmerheimer Str. 220 · 51109 Köln · Tel. 02 21/8992-0 · Fax 02 21/8992-300 · www.bzga.de

Redaktion:

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut/SoFFi K. Freiburg
Wilhelmstr. 15 · 79098 Freiburg · Tel. 07 61/27 66 24 · Fax 07 61/27 66 25

Satz/Gestaltung:

Büro für angewandte Reklame
Hildastraße 17 · 79102 Freiburg · Tel. 0761/66113 · Fax 0761/66131

Auflage: 1./1./10.00
ISBN 3-933191-48-3

Diese Dokumentation ist kostenlos erhältlich unter der Versandadresse BZgA, 51101 Köln
per Fax: (0221) 8992-2 57 oder per eMail: order@bzga.de
Best.-Nr.: 13 314 100

Alle Rechte vorbehalten